

Prolog

Frankreich im Jahr 1995. Eine Serie islamistischer Terroranschläge erschüttert das Land – Beginn einer Welle blutiger Gewalt, die über New York, London und Berlin zwanzig Jahre später nach Paris zurück schwappen sollte. Die Reaktion der Staatsmacht ist immer gleich hilflos: »Kriegserklärung« an einen unfassbaren, wie aus dem Nichts zuschlagenden Gegner; hektischer Aktionismus ohne Sinn und Verstand; Beruhigungspillen für die aufgeschreckte Bevölkerung, ohne den Dingen auf den Grund zu gehen.

Letzteres versucht im Straßburg der neunziger Jahre der Gendarmerie-Oberst und Kommissar Jean-Jacques Graff, der mit der Bekämpfung des islamistischen Terrorismus beauftragt ist. Den Dingen auf den Grund gehen heißt damals wie heute, sich für Unerklärliches zu öffnen, Mysterien zu ergründen versuchen und sich tief in der Vergangenheit wurzelnden Erkenntnissen nicht zu verschließen, die möglicherweise mehr Erfolg beim Kampf gegen einen unsichtbaren Gegner versprechen, als kriminalistische Routine und politische Worthülsen. Graff gerät bei seinen Ermittlungen in ein Netz politischer Verschwörungen, das weit in die Geschichte zurückreicht. Und er stößt auf die historischen Gestalten eines Friedrich von Hausen, eines Lazarus von Schwendi und eines Jean-Baptiste Kléber, deren Wirken weit über ihre Zeit hinausreicht und deren Faszination sich der Kommissar nicht entziehen kann.

Den Dingen auf den Grund gehen heißt auch, die verwerflichen Verstrickungen der Mächtigen im Orient wie im Okzident beim Namen zu nennen, ihre Lügengespinste zu zerstören und die Augen zu öffnen für diejenigen, die seit Jahrhunderten von den einen unterdrückt, von den anderen im Stich gelassen werden: den orientalischen Minderheiten, die heute mehr denn je von der Auslöschung bedroht sind. Ihnen und ihrem unbeugsamen Widerstand und Überlebenswillen ist dieser Roman gewidmet.

Der Garten Europas

Das Land liegt satt und zufrieden zwischen dem großen Fluss und den blauen Bergen. In der Ebene schleichen sich Bäche und Rinnsale durch endlose Maisfelder dem Strom entgegen. Kümmerliche Reste des einstmals prächtigen Riedwaldes künden von Zeiten, da der Mensch die Ebene noch nicht in sich hineingefressen hatte. In das hügelige Weinland unterhalb der Berge traute er sich schon früher. Das sieht man den Puppenstädtchen an, die sich am Eingang von Tälern zu verstecken suchen, ohne doch dem Strom der Touristen entrinnen zu können, so wie sie schon früher hilflos den durchziehenden Heerscharen ausgeliefert waren. »Mein schöner Garten«, rief der Sonnenkönig aus, als er an der Spitze einer solchen Heerschar das fruchtbare Land vor sich liegen sah, und vergaß dabei, dass er diesen Garten mitsamt seinen Bewohnern den früheren Eigentümern geraubt und abgepresst hatte. Garten Europas nannte es fast dreihundert Jahre später ein Dichter, der ein rechtmäßiger Bewohner dieser Landschaft war, aber den größten Teil seines Lebens im Exil verbrachte. Er hatte dummerweise geglaubt, das kleine Land, zwischen zwei großen Mächten mitten in Europa gelegen, könnte eine Brücke zwischen den feindlichen Brüdern sein und der Humus, auf dem die Früchte des Verstandes und der Versöhnung wachsen und gedeihen.

Weil ihn die Gnade eines frühen Todes ereilte, musste der Dichter René Schickele nicht mehr mit ansehen, wie seinem kleinen Land das zweite schwere Unglück innerhalb von drei Jahrhunderten widerfuhr, von den vielen kleinen Unglücken in Gestalt von Kriegen, Raubzügen, Verfolgung, Unterdrückung und Not einmal abgesehen, die aufeinanderfolgten wie die Nacht dem Tag. Hatte in jener endlos scheinenden Schlächtereier, die man in den Geschichtsbüchern pompös und verharmlosend als Dreißigjähriger Krieg bezeichnet, mehr als die Hälfte der Bewohner das Leben eingebüßt, so verloren später die Überlebenden der nazistischen Barbarei ihre Seele. Der Schock der erlittenen Vergewaltigung durch die braunen Horden war so groß, dass sie nach dem Krieg ohne zu zögern anfangen, ihre eigenen Wurzeln herauszureißen, um für immer dem Zwiespalt zwischen

germanischer Seele und lateinischem Herzen zu entrinnen. So gedachten sie zu einer normalen Provinz des einen Vaterlandes zu werden und nahmen den fortdauernden Spott ihrer Landsleute von jenseits der Berge ob ihres schweren Akzents und ihres ebenso schweren Essens in Kauf, weil sie genau wussten, dass man spätestens ihre Enkel nur noch am Namen, nicht mehr aber an der Aussprache erkennen würde. Was aber bedeuteten Namen in einem Land, das einstmals ferne Kontinente beherrschte und heute noch überseeische Territorien sein eigen nannte, deren Bewohner vollwertige Staatsbürger waren? Ein Land, das im Namen der Revolution die hehren Prinzipien der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der Welt verbreitet hatte und das deswegen bis zum heutigen Tage das Ziel unzähliger Verfolgter und Unterdrückter war?

So wurde denn auch die Geduld der kleinen Provinz und ihrer eifrigen Bewohner eines Tages von dem republikanischen Monarchen im fernen Elysée-Palast belohnt. Er gewährte dem Land zwischen Strom und Bergen, wie auch den übrigen Teilen seines Reiches, nach zweihundert Jahren des strengsten Zentralismus ein wenig Eigenständigkeit und das Recht, den alten Namen zu führen.

Die kleine Provinz Elsass hatte in ihrer Geschichte Schlimmes durchgemacht; sie war Durchgangsland für fast alle Kriegszüge der europäischen Geschichte und wer dort wohnte, dem war es gleichgültig, durch welches Schwert er ins Jenseits befördert wurde. Römer, Alemannen, Franken, Hunnen, Kreuzritter, Fürsten, Prälaten, Raubritter, Spanier, Franzosen, Kroaten, Schweden, Österreicher, Jakobiner, Preußen, Nazis – das alles zog hin und her, eroberte, plünderte, schlug sich, verwaltete, und setzte sich mal länger, mal kürzer fest. Im Herzen Europas zu liegen brachte zwar manchen Vorteil; die Wirtschaftsströme kreuzten sich hier ebenso wie die Kriegsströme und einmal konnte sich die kleine Provinz sogar rühmen, Mittelpunkt des europäischen Geisteslebens zu sein. Aber alles in allem war es doch eine rechte Last, immer und jedem im Wege zu stehen.

In einem Punkt allerdings erwies sich die Geographie als Verbündete des Landes und seiner Bewohner. So sehr man unter den Bruderkämpfen der Nachbarvölker und ihrer Verbündeten litt, so wenig war man von den großen Bedrohungen von außen berührt.

Nur am Anfang hatten die Hunnen auf dem Weg in ihr Verderben auf den Katalaunischen Feldern das Land gestreift. Danach waren die Invasoren alle auf dem Weg in das Herz Europas weit vorher zurückgeschlagen worden, die Ungarn, die Wikinger, die Mongolen, und vor allem die jahrhundertelange Bedrohung durch islamische Mächte war spurlos am Elsass vorübergegangen. Der Ort der ersten Entscheidungsschlacht bei Tours, als die aus Spanien vordringenden Araber in letzter Minute von den Franken gestoppt wurden, lag fünfhundert Kilometer von Straßburg entfernt. Und Wien, wo achthundert Jahre später die erste, und nach weiteren einhundertfünfzig Jahren die zweite Entscheidungsschlacht gegen die Türken geschlagen wurde, war noch weiter weg. Einzig im 9. Jahrhundert gelangte ein sarazenischer Stoßtrupp in bedrohliche Nähe, verlor sich dann aber in den Alpentälern der Schweiz.

Doch jetzt, nachdem man fester und unverbrüchlicher Bestandteil des einen Vaterlandes geworden war, und dieses wiederum sich mit seinem mächtigen Nachbarn im Osten ausgesöhnt hatte, ja mit diesem zusammen sogar das Herz und die Seele Europas bildete, jetzt war diese Bedrohung auf einmal da. Sie war schleichend daher gekommen, niemand hatte sie bemerkt, keiner wusste zu sagen, wann sie angefangen hatte, und alle – die politischen Führer wie immer an vorderster Stelle – hatten die Gefahr nicht sehen wollen. Und doch waren sie es, die Schuld daran trugen, die im Namen der Nation das Volk zu fernen Abenteuern getrieben hatten und die immer noch an fremden Ufern versuchten, undurchsichtige Geschäfte zu betreiben, deren Gewinn in ebenso undurchsichtigen Taschen versickerte. Doch mit dem Gewinn sickerten auch die Opfer der unheiligen Allianzen in die Metropole ein, überschwemmten die Vorstädte, breiteten sich in ganzen Straßenzügen aus, eröffneten Gemüseläden und Schneidereien, Restaurants und Reisebüros, und schließlich sogar Schulen und Gebetsstätten. Frauen mit Kopftüchern und Kinder mit dunklen Augen beherrschten tagsüber lärmend die Straßen, die abends von ernsthaft diskutierenden bärtigen Männern belebt wurden, während nachts die Mächte der Finsternis das Kommando übernahmen. Die Polizei wagte sich nach Anbruch der Dunkelheit in manchen Städten nicht mehr in bestimmte Viertel: Drogen, Waffen, religiöser Fanatismus und politische Intrigen lagen wie eine dunkle

Wolke über dem lichten Land. Wie eine langsam steigende Flutwelle nach lang anhaltendem Regen breitete sich die Bewegung von Süden nach Norden aus. Von Marseille nach Lyon und von dort in die elenden, dem Untergang geweihten alten Industriegebiete des Nordens um Lille und Roubaix schuf sie sich immer mehr Vorstädte des Islam, wie ein kluger Soziologe das nannte. Die Metropole Paris war von alters her Anlaufpunkt der Mühseligen und Entrechteten, zuerst um den Gare du Nord, Endpunkt für polnische und russische Emigranten, dann sich ausbreitend in die hässlichen Betonviertel der Vorstädte im Norden und Osten der Stadt. Und während dieser Strom den gleichen Weg nahm wie über tausend Jahre zuvor die Araber aus Nordafrika und Spanien, ergoss sich zur gleichen Zeit ein ähnlicher Strom aus dem östlichen Mittelmeer auf dem Weg der türkischen Invasoren in die Mitte Europas.

In der kleinen Provinz Elsass trafen sich die beiden Ströme, so wie sich schon immer die Ströme der Zeit in diesem Zwischenland getroffen hatten.

* * *

»Warum nur kommen die alle zu uns?«, fragte sich der Kommissar-Oberst Jean-Jacques Graff in seinem Büro in der Avenue des Vosges, dessen hohe Fenster einen geradezu kitschigen Postkartenblick auf den Straßburger Münsterturm freigaben. Dort stand er oftmals während der langen Bürotage, weil er beim Nachdenken gerne aus dem Fenster blickte. Aber er erfreute sich auch an dem Anblick, den der sich nach oben immer mehr verjüngende Turm bot, und er stellte sich die darunter liegende dunkle, Respekt heischende Masse des Querhauses vor, das von den steilen Dächern der Altstadt verdeckt wurde. Dieser Anblick bewies ihm mehr als alles andere, dass er tatsächlich zurückgekehrt war nach zwanzig Jahren, in denen er in immer der gleichen Uniform und in immer gleichförmigen Büros die Staatsgewalt in fast allen Winkeln der Republik repräsentiert hatte. Jetzt hatte ihn das gütige Schicksal der bürokratischen Rotationsmaschine an die Stätte seiner Kindheit zurückkatapultiert, und er war entschlossen, seine Wurzeln wiederzufinden, die der jakobinische Zentralismus mit Macht und Verführung zu untergraben suchte. Hatte er nicht zu Hause mit seiner Frau immer im heimatlichen

Dialekt gesprochen, so dass seine Kinder ihn wenigstens verstanden, auch wenn sie sich sonst in nichts von anderen französischen Kindern unterschieden, vom fremd klingenden Familiennamen einmal abgesehen?

Und jetzt das. Vor ihm lagen zwei Papiere. Das eine war ein Zeitungsartikel aus den *Dernières Nouvelles d'Alsace* vom selben Tag. Schon die Überschrift verhieß nichts Gutes: »Randviertel: Die Spannung steigt«, stand da und weiter hieß es:

Seit letztem Wochenende wurden ein Dutzend Autos gestohlen und in den Randvierteln von Strasbourg, vor allem im Neuhoof, willentlich in Brand gesteckt. Gruppen Jugendlicher zünden Autos oder Papierkörbe an und empfangen dann die Feuerwehr mit Steinwürfen.

Sie tun das aus dem Hinterhalt heraus und hindern so die Hilfskräfte daran, sich dem Brandherd zu nähern. Seit Anfang des Jahres 1995 kamen die Feuerwehrleute so bei 320 Brandstiftungen von Autos in und um Strasbourg zum Einsatz. Die Gesamtzahl der in Brand gesteckten Wagen dürfte bei 450 liegen.

Die Straßburger Transportgesellschaft (CTS) hat ihrerseits in den Monaten August und September elf Angriffe von Busfahrern und Kontrolleuren registriert. Insgesamt konnten seit Jahresbeginn 51 Angriffe aufgelistet werden. 1994 waren es 48. Von Januar bis September wurde außerdem 108mal mit Steinen auf die Busse geworfen. Im Monat September allein 20 mal.

Der Kommissar ärgerte sich über den Artikel, weil er in kläglichem Deutsch geschrieben war. Dabei kaufte er doch immer die zweisprachige Ausgabe der DNA, weil er dabei helfen wollte, das Verschwinden der Muttersprache zu verhindern. Nach wochenlangem Zögern tat er dies jetzt auch offen vor seinen Kollegen, nachdem er festgestellt hatte, dass die offizielle Linie nunmehr die Zweisprachigkeit förderte. Doch wusste er, dass er zusammen mit 40.000 weiteren Käufern auf verlorenem Posten stand, denn fünfmal so viele zogen es vor, die rein französische Ausgabe zu erstehen. Vor fünfundzwanzig Jahren wurde noch die Hälfte der Auflage zweisprachig gedruckt – so wenigstens stand es in einem Buch (natürlich in französischer Sprache) über die Kulturgeschichte des Elsass, das er erst kürzlich voller Wehmut gelesen hatte.

Er ärgerte sich aber auch darüber, dass diese Typen schon wieder in den Schlagzeilen waren. Sie waren nur kleine Fische – nein, sie waren weniger als das, und doch viel mehr: sie waren das Wasser, in dem sich die größeren, die Raubfische tummelten. Aber das interessierte niemanden. Die Öffentlichkeit würde bald wieder über ihn herfallen, wegen dieser läppischen Vorkommnisse und dieser armseligen Typen. Als erster würde ihn der Präfekt anrufen, um ihn an seine Verantwortung als Chef der Kommandogruppe der Nationalgendarmerie zu erinnern. Der Präfekt würde sagen, dass der Innenminister ihm durch einen Anruf aus Paris schon am frühen Morgen das Frühstück verdorben habe und er somit keinerlei Hemmungen habe, nun seinerseits dem Kommissar den Tag zu verderben. Dieser würde sich in den Sessel zurücklehnen, den Hörer in einiger Entfernung vom Ohr halten, um nur in Wortfetzen den üblichen Sermon mitzubekommen:

... Verantwortung ... Staatsautorität ... Öffentlichkeit ... Minister ...

Während er auf den Anruf wartete, starrte er mit müden Augen auf das zweite Papier, das in fehlerhaftem Französisch geschrieben war. Der Bericht stammte von einem V-Mann aus dem Vorort Neu-hof, wo letzte Nacht die Randalie stattgefunden hatte und der zu jenen Vorstädten des Islam in Frankreich gehörte, über die immer mehr Bücher geschrieben wurden. Aber alle diese Bücher konnten auch nur das beschreiben, was ohnehin jeder wusste: dass die Hälfte der Leute arbeitslos war, dass die Jugendlichen keine Chance hatten, dass sie das System hassten, dass sie ihr sinnloses Dasein als Galeere bezeichneten, dass diese Ghettos der Nährboden für Extremismus aller Art waren. Aber dann kamen diese intellektuellen Klugscheißer unweigerlich jedes Mal zu dem Schluss, dass die Gesellschaft Schuld an diesem Zustand sei, weil sie vor allem den Jugendlichen die Integration verweigere und sie deswegen ihre Identität im islamischen Fundamentalismus suchten.

Der Kommissar lächelte bitter vor sich hin. Was glaubten diese Typen eigentlich und was suchten sie hier? Wenn sie ihre Identität bewahren wollten, dann sollten sie doch dorthin zurückgehen, wo sie hergekommen waren. Was war denn mit seiner Identität? War er nicht ein guter Franzose geworden wie die anderen Elsässer, die

Bretonen, die Katalanen und ...? Na ja, die Korsen, dort gab es ein paar Verrückte, die sich ähnlich aufführten wie diese Araber. Aber dieser Staat war das Mutterland der Menschenrechte, Tausende hatten ihr Leben für diese Idee gelassen, hatten sie unter anderen Völkern verbreitet, und die Republik hatte immer wieder Tausende im Namen dieser Idee aufgenommen, ihnen eine Heimat gegeben. Aber natürlich war das nicht umsonst zu haben: der Preis war die volle und bedingungslose Einordnung in diese Republik, die Anerkennung, ja die Verehrung ihrer Werte und Prinzipien, und das war nur möglich, wenn man dieses ganze alte Gerümpel von Herkunft, Religion, Sprache und was es sonst noch sein mochte, vergaß und sich als Einzelner dieser einzigartigen Republik verschrieb. War dieser Preis etwa zu hoch?

Er versuchte, sich auf den vor ihm liegenden Bericht zu konzentrieren. Der V-Mann war ein Algerier, wie die meisten der Bewohner dieser elenden Betonsilos. Er war speziell zur Beobachtung der islamistischen Szene angeworben worden; für die übrigen Spinner, die Autos anzündeten und mit Drogen handelten, gab es andere V-Leute. Was er berichtete, klang mysteriös und beunruhigend: nach dem Freitagsgebet in der Moschee, die in einem früheren Lagerstuppen inmitten eines heruntergekommenen Gewerbegebiets am Rande der Wohnsilos untergebracht war, hatte er mit den Kameraden der Vereinigung Masjid Okba wie üblich zusammengesessen. Dann tauchten plötzlich, vom Vorsitzenden der Vereinigung geführt, zwei unbekannte Männer auf. Sie waren glatt rasiert, trugen moderne Anzüge und sahen europäisch aus. Der Vorsitzende stellte sie als bosnische Brüder vor, die gekommen seien, um den islamischen Kampf zu unterstützen. Nach dem Begrüßungsritual wurden Wachen vor dem Versammlungsraum aufgestellt und es wurde Tee ausgeschenkt.

Der ältere der beiden, ein hagerer, blasser Typ, begann zu reden. Ja, sie seien aus Bosnien, dem islamischen Land, das dem Zentrum Europas am nächsten liege. Nach langer Unterdrückung durch die Ungläubigen hätte ihr Volk in einem heldenhaften Kampf dank der Gnade Allahs – dem Allmächtigen, dem Barmherzigen, dem Erbarmer – seine Unabhängigkeit errungen. Ohne die Hilfe verlässlicher Freunde wäre es freilich unmöglich gewesen, vom Dar al-Harb, vom

Kriegsgebiet, zum Dar al-Islam, zum islamischen Gebiet, zu werden. Einige der eifrigsten Glaubenskämpfer unter ihren Verbündeten wollten sich nun, da ihre Mission in Bosnien beendet sei, dem Kampf in einem anderen Dar al-Harb zuwenden. Ihr Ziel sei es von alters her, die Ungläubigen und ihre Helfershelfer unter den islamischen Herrschern – verflucht sei ihr Name – zu bekämpfen. Um den verderblichen Einfluss der sittenlosen westlichen Mächte einzudämmen, müsse man sie nicht nur in den islamischen Gebieten schlagen, sondern auch im Herzen ihres eigenen Machtgebiets. Auch hätten diese Brüder noch alte, ja uralte Rechnungen zu begleichen, und zwar in eben diesem Dar al-Harb, in dem sie jetzt saßen. Dafür bräuchten sie die Unterstützung ihrer hier lebenden Brüder, die – wie sie wüssten – in einem harten Kampf gegen die Regierung der Ungläubigen stünden, weil diese den Unterdrückern des wahren Glaubens in ihrem Heimatland Algerien helfe. Sie würden deshalb den gleichen Feind bekämpfen, im Osten wie im Westen des Dar al-Islam, und hier im Herzen des Feindeslandes trafen sich die beiden Kampflinien. Die Brüder vom Bai'at al Imam erwarteten ihre Antwort, die sie bald überbringen müssten.

An dieser Stelle brach der Bericht des Agenten ab. Zur Beratung über das weitere Vorgehen und die konkrete Hilfe für die fremden Brüder war nur noch der engere Führungszirkel der Vereinigung zugelassen. Die anderen mussten den Versammlungsraum verlassen und trieben sich in kleinen Gruppen noch eine Weile zwischen den öden Baracken herum, bis sich auch die letzten auf den Weg zu den Hochhäusern machten, deren hochgelegene Stockwerke wie Raumschiffe über der sternenlosen Nacht schwebten. Im Versammlungsraum brannte immer noch Licht, als der V-Mann mit der letzten Gruppe davonschlenderte.

Das Telefon läutete. Der Kommissar nahm den Hörer ab, bereit, ihn weit weg vom Ohr zu halten, falls es der Präfekt sein sollte. Und er war es tatsächlich ...

»Bonjour, mon cher. Wie geht es Ihnen? ... Sehr schön. Der Minister hat sich überraschend für morgen angekündigt. Er will sich über die Ergebnisse des Plans Vigipirate in unserer Region informieren. Sie haben zwei Dinge zu tun: erstens ist Ihre Gruppe für die Sicherheit des Ministers während seines Aufenthalts verantwortlich.

Zweitens müssen Sie als Koordinator für die Bekämpfung des islamistischen Terrors in unserer Region eine Bilanz des Plans vorlegen, die selbstverständlich positiv ausfallen wird. Aber das kennen Sie ja... Ich erwarte Sie in einer Stunde in meinem Büro, wo wir zusammen mit den Verantwortlichen der anderen Sicherheitsbehörden den Besuch minutiös vorbereiten wollen.«

Der Plan Vigipirate war seit einigen Wochen in Kraft. Er war die Reaktion auf die Serie von Anschlägen islamistischer Terroristen, die mit einer Bombenexplosion in der Metrostation Saint-Michel in Paris begonnen hatte. Dabei hatten sieben Menschen ihr Leben verloren und 117 waren verletzt worden. Danach hatte es noch fünf weitere Anschläge gegeben, zuletzt auf eine jüdische Schule in Villeurbanne, einem Vorort von Lyon. Der Plan Vigipirate sollte weitere Attentate verhindern, war aber nach Meinung des Kommissars und seiner Kollegen nichts weiter als ein großangelegtes psychologisches Manöver der Regierung zur Beruhigung der aufgebrachtten Öffentlichkeit. Diese Öffentlichkeit bestand hauptsächlich in geifernden Bildberichten des Fernsehens und scharfen Kommentaren der Tagespresse. Für einen erfahrenen Polizisten war klar, dass man mit hektischem Aktivismus höchstens durch Zufall einen der gesuchten Terroristen fangen konnte. Aber es machte sich natürlich gut, wenn die Leute beim Betreten von Kaufhäusern oder Kinos ihre Handtaschen öffnen mussten oder der Kofferraum ihres Wagens durchsucht wurde, wenn sie auf einen Parkplatz fahren wollten. Die guten Bürger unterzogen sich bereitwillig diesen Prozeduren und bestätigten sich gegenseitig mit ernsthafter und wichtiger Miene, dass auch sie damit ihren Beitrag zur Bekämpfung des Terrorismus leisteten. Sie hatten ja ein gutes Gewissen, während diese verdammten Araber sich ohnehin kaum noch aus ihren verlotterten Vororten heraustraute.

Wie aber sollten hinterher die vielen Überstunden seiner Beamten wieder abgebaut werden, fragte sich der Kommissar, während er die zweihundert Meter zur Präfektur weiter oben in der Avenue des Vosges ging. Das interessierte die Politiker natürlich nicht, sie wollten mit allen Mitteln die Öffentlichkeit beeindrucken.

Bei der Besprechung im Büro des Präfekten herrschte größere Aufregung als sonst. Schließlich kam der Innenminister nicht jeden

Tag in die kleine Provinz, und schon gar nicht so unvorhergesehen. Und er war ja auch nicht irgendein Minister, nein, er war der Sohn eines großen Mannes, der dem General de Gaulle als Premierminister gedient hatte. Jetzt gehörte er selbst zu den Baronen der gaullistischen Bewegung, und mit der islamistischen Terrorwelle hatte er die erste große Bewährungsprobe in seinem neuen Amt zu bestehen. Der Plan Vigipirate hatte deshalb unter allen Umständen ein Erfolg zu sein, auch in ihrer bisher ruhig gebliebenen Region, das machte der Präfekt mit gerötetem Gesicht und hoher Stimme unmissverständlich klar.

Kommissar Graff hörte mit halbem Ohr hin, als der Präfekt wieder und wieder die Bedeutung des morgigen Tages und die schrecklichen Folgen eines – unter allen Umständen zu verhindernden! – Misserfolges ausmalte. Er beobachtete seine Kollegen, die mit teils gespielter, teils mit echter Aufmerksamkeit um den ovalen Tisch herumsaßen. Einige machten sich noch Hoffnungen und blickten ehrgeizig in die Zukunft, während die anderen – meist die älteren – längst schon die Nichtigkeit solchen Strebens eingesehen hatten und nichts mehr hassten, als in der Routine täglicher Verwaltungsarbeit über Gebühr gestört zu werden. Nur in einem waren sie sich einig: im eifersüchtigen Wachen über die Kompetenzen des eigenen Dienstes, weswegen sie sich untereinander einen gnadenlosen Kleinkrieg lieferten.

Alle, die um diesen Tisch herumsaßen, repräsentierten das undurchdringliche Gestrüpp der französischen Polizeibehörden und Geheimdienste. Dieses war zunächst als kleine Pflanze unter dem Polizeiminister Fouché zu Zeiten Napoleons recht gut gediehen, hatte sich durch die Jahrhunderte gewuchert, ob Monarchie oder Republik, und war jetzt, am Ende des 20. Jahrhunderts, zur vollen Blüte ausgewachsen. Da saßen Dufour von der DCRG (Direction Centrale des Renseignements Généraux), Grignon von der DST (Direction de la Surveillance du Territoire), Delpont von der DGSE (Direction Générale de la Sécurité Extérieure) und Esposito von der DCPJ (Direction Centrale de la Police Judiciaire). Und da war dann noch seine eigene Kommandogruppe der Nationalgendarmerie und der Kollege Ostermann, dem eine gleiche Gruppe der nationalen Polizei unterstand. Dieser, neben ihm der einzige Elsässer in der Runde, mus-

terte ihn heute besonders feindselig, weil ihm als Vertreter der Polizei eigentlich die Bewachung seines Dienstherrn, des Innenministers, zugestanden hätte. Aus unerfindlichen Gründen, die mit hoher Politik zu tun haben mussten, sollte aber die Gendarmerie, die dem Verteidigungsminister unterstand, diese Aufgabe übernehmen.

Der Besuch des Ministers war ein voller Erfolg, wie man in den Zeitungen des folgenden Tages nachlesen konnte. Er hatte zunächst die Europabrücke an der Rheingrenze zwischen Straßburg und Kehl inspiziert. Dort legte ihm der Präfekt persönlich – umgeben von Vertretern der Grenzpolizei und des Zolls – eine Bilanz der vergangenen vier Wochen vor. Der kleine Mann mit dem roten Gesicht hatte Mühe, mit seiner hohen Stimme gegen den kräftigen Wind anzukommen, der durch das Rheintal fegte. Zwischen den vorüberjagenden Wolken blitzte immer wieder die kaum wärmende Spätherbstsonne hindurch und tauchte die auf dem Mittelstreifen der beiden Fahrbahnen stehende, um den Minister und den Präfekten gescharte Gruppe von Beamten, Sicherheitsleuten und Journalisten in ein mildes Licht.

»Seit Beginn des Monats«, quäkte der Präfekt, »wurden 1095 Ausländer an den Grenzen unserer Region zurückgewiesen und 126 gesuchte Personen konnten festgenommen werden. Das sind viermal so viele wie in den zwei Monaten davor! Allein gestern haben die Grenzbehörden 17 Personen die Einreise verweigert und fünf Gesuchte wurden verhaftet. Und noch vor drei Stunden, Herr Minister«, und jetzt überschlug sich seine Stimme förmlich, »wurde an dieser Stelle, an der wir jetzt stehen, ein Verdächtiger festgenommen, von dem wir annehmen, dass er mit dem terroristischen Milieu in Verbindung steht«. Der Präfekt blickte triumphierend auf den Minister und versuchte gleichzeitig mit einem Auge mitzubekommen, ob auch die Presseleute ihn verstanden hatten.

Denn es war natürlich der eigentliche Zweck des Ministerbesuches, den Medien und damit der Öffentlichkeit Entschlossenheit und Wirksamkeit zu demonstrieren und den guten Bürgern das Gefühl zu geben, dass dieser Staat sie unter allen Umständen schützen würde, selbst gegen Dinge, gegen die es keinen Schutz gibt, wie zum Beispiel ihre eigene Dummheit, so hatte es der Präfekt auf der Vorbesprechung süffisant ausgedrückt. Diesem Ziel war alles andere

untergeordnet worden und um seine Erreichung sicherzustellen, waren die Telefonleitungen zwischen Ministerbüro und Präfektur gestern heiß gelaufen. Nachdem auch die letzten Details – die Fahrtroute, die genauen Zeiten der einzelnen Ereignisse, der Ort und das Arrangement des Büfetsts, die Größe und Ausstattung der Konferenzsäle, die problemlose Erreichbarkeit von Garderoben und Toiletten, die Verfügbarkeit von Regenschirmen und tragbaren Mikrofonen – zwischen dem Leiter des Ministerbüros und dem Kanzleichef des Präfekten geklärt waren, setzte sich die ganze schwere Maschinerie in Bewegung, schreckte Behörden auf, ließ ausschwärmen, untersuchen, inspizieren, berichten und wurde vom Präfekten nach Abwägung aller erhaltenen Informationen und nach erneuter Beratung mit den Chefs der Sicherheitsdienste noch einmal mit noch genaueren Instruktionen versehen erneut in Gang gesetzt.

Knurrend hatte Kommissar Graff bei der zweiten Besprechung bemerkt, dass es ihm nicht nur an Geld und Leuten zur Terrorismusbekämpfung fehle, sondern ihm jetzt auch noch die Zeit dafür gestohlen würde. Das hatte ihm einen kurzen, scharfen Verweis des Präfekten eingebracht, der ihn daran erinnerte, dass es erste Beamtenpflicht sei, seine Vorgesetzten zufriedenzustellen, auch wenn er persönlich ebenfalls vieles als heiße Luft empfinde, was die Herren da in Paris manchmal so produzierten. »Doch jetzt haben wir uns mit dem Büfett zu beschäftigen, denn wie Sie vielleicht wissen, ist der Minister ein ausgesprochener Gourmet und ich kenne mehrere Fälle, in denen Kollegen deswegen schwer Punkte eingebüßt haben. Sie werden verstehen, dass ich kein Interesse daran habe, dass mir auch so etwas passiert.« Zwischen Verachtung und Bewunderung über so viel zynisches Duckmäsertum schwankend, lehnte sich Graff in seinen Sessel zurück und blieb den Rest der Sitzung über stumm.

Das Drehbuch, das der Präfekt für den Ministerbesuch entworfen hatte, sah eine psychologische und emotionale Steigerung von Ereignis zu Ereignis vor. Einem Fachbuch für public relations hatte er entnommen, dass dies den Effekt bestimmter Aktionen ungeheuer verstärken könne, weil beim Betrachter damit eine innere Bereitschaft ausgelöst würde, den Hauptdarsteller – in diesem Fall den Minister – in einem positiven Licht zu sehen. Wichtig war es natür-

lich, in der Kürze der Zeit das richtige Publikum für die Auftritte des Ministers zu mobilisieren. Aber dafür hatte man ja seine erprobten Kanäle...

Und so waren am nächsten Morgen auf der Rheinbrücke neben der Entourage des Ministers auch die Medien einträchtig versammelt: die regionalen Fernseh- und Rundfunksender ebenso wie die beiden großen Regionalzeitungen, die *Dernières Nouvelles d'Alsace* aus Straßburg und die Zeitung *L'Alsace* aus Mulhouse. Wichtiger aber für den Minister war die Tatsache, dass auch die regionalen Korrespondenten der großen Pariser Blätter anwesend waren. Sogar die deutschen Medien von der anderen Seite des Rheins waren vertreten: der Südwestfunk aus Baden-Baden und die großen Regionalblätter *Badische Zeitung* aus Freiburg und *Badische Neueste Nachrichten* aus Karlsruhe. Doch die sah der Präfekt nicht so gerne, weil die Deutschen immer wegen angeblicher Verletzungen des Schengener Abkommens aufgrund der verstärkten Grenzkontrollen herummäkelten. Seine Pressestelle hatte die deutschen Medien routinemäßig eingeladen, wie sie es immer tat, wenn Fragen der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit berührt wurden. Der Präfekt ärgerte sich, dass er diesen Punkt übersehen hatte, auch wenn Berichte in deutschen Blättern natürlich nicht die gleiche Bedeutung hatten, als wenn sie in Frankreich erschienen. Aber er hatte nun einmal den Ehrgeiz, eine Sache perfekt über die Bühne zu bringen. Er musste dem Minister unbedingt noch ins Ohr flüstern, diesen Punkt in seiner Ansprache ja nicht zu vergessen.

Der Minister bedankte sich für den Bericht des Präfekten: »Wir sehen daran deutlicher denn je, dass der Plan *Vigipirate* notwendig und sinnvoll war. Ich bin froh, dass wir diesen Plan rechtzeitig nach den ersten verbrecherischen Anschlägen in Kraft gesetzt und damit sicherlich Schlimmeres verhindert haben. Ich möchte die beteiligten Sicherheitsbehörden, und ich schließe den Zoll und das Militär mit ein, zu ihrer erfolgreichen Zusammenarbeit beglückwünschen. Diese hat wieder einmal deutlich gemacht, dass das verantwortungslose Gerede von einem angeblichen Kompetenzwirrwarr in den staatlichen Sicherheitseinrichtungen völlig fehl am Platze ist.« Er wandte sich mit einem leichten Lächeln in Richtung der deutschen Journalisten, die ihm der Präfekt kurz zuvor signalisiert hatte. »Wir stehen

hier an einer historischen Stelle. Hier wurden erstmals die Grenzen zwischen zwei europäischen Staaten durchlässig gemacht. Ich möchte betonen, dass Frankreich das Abkommen von Schengen im Hinblick auf die Information und die Zusammenarbeit mit den deutschen Behörden strikt einhält. Wir nehmen zur Zeit lediglich die im Abkommen vorgesehene Ausnahmeregelung zur Wiedereinführung von Grenzkontrollen in Anspruch, um in unserem Land eine normale Sicherheitslage wiederherzustellen, auf die unsere Bürger Anspruch haben.«

Genau nach Plan verließ die Wagenkolonne des Ministers die Europabrücke in Richtung Innenstadt. Im ersten Wagen hinter der schwarzen Ministerlimousine, in der auch der Präfekt mitfuhr, saß der Kommissar mit zwei seiner besten Leute. Gendarmen in schwarzer Lederkleidung umschwärmten die Kolonne auf schweren Motorrädern wie ein Schwarm aufgeschreckter Hornissen. Sie fuhren durch die wenig einladende Umgebung der Industrievororte, die den nahen Hafen ankündigten. An der Stelle, wo sie nach Norden abbogen, um die Altstadt auf dem Weg zur Präfektur zu umfahren, überquerten sie die Rue du Landsberg, die direkt in die Vorstadt Neuhof führte. Aber davon wusste der Minister sicherlich nichts und der Präfekt würde sich hüten, ihn darauf aufmerksam zu machen. Graff aber wurde schmerzlich daran erinnert, dass dort eine Gefahr lauerte, die er noch nicht einzuordnen wusste. Im Augenblick hatte er jedoch andere Sorgen...

Der große Saal der Präfektur glänzte in seinem besten Licht. Das große Podium an der Stirnseite war mit üppigen Blumenbuketts geschmückt. Trotz der Tageszeit waren die schweren Kristalllüster hell erleuchtet. Niemand sollte übersehen, dass die zweite Szene aus dem Drehbuch des Präfekten ihren Anfang nahm.

Dieser hatte zusammen mit dem Minister auf dem Podium Platz genommen. In den beiden Ecken hinter dem Podium standen zwei Leibwächter in kugelsicheren Westen, die mit kühler Miene und verschränkten Armen den Saal beobachteten. Der war fast vollständig gefüllt mit den Verantwortlichen der verschiedenen Sicherheitsbehörden, Honoratioren der Stadt, Leitern von staatlichen Ämtern, Journalisten, Diplomaten, Parlamentariern und Repräsentanten der gesellschaftlichen Gruppen. Einen besonderen Ehrenplatz nahmen

die Vertreter der religiösen Gemeinschaften ein, die in unmittelbarer Nähe des Podiums platziert waren. Da saßen mit heiterer und gewichtiger Miene der katholische Erzbischof und der Bischof der protestantischen Minderheit, die immerhin 25 Prozent der Stadtbevölkerung ausmachte. Und da saßen mit ernsten Gesichtern der Imam der Straßburger Moschee, Oberhaupt der islamischen Gemeinschaft des Elsass, und der Großrabbiner des Département Bas-Rhin als Repräsentant der Jüdischen Gemeinde, die allein in der Stadt Straßburg 15.000 Mitglieder zählte.

Dem Präfekten stand der Schweiß auf der Stirn, wie Graff gut beobachten konnte, denn er saß in einer der ersten Stuhlreihen. Und er konnte sich auch denken, was dem kleinen Mann Unbehagen bereitete: es war das unübersehbare Trommeln der Fingerspitzen, mit dem der Minister seiner wachsenden Ungeduld Ausdruck verlieh. Die beiden Herren, und mit ihnen die übrige im Saal versammelte Männergesellschaft, der nur zwei Journalistinnen einen bunten Tupfer verliehen, warteten auf die Oberbürgermeisterin, die jetzt – mit fünfzehnminütiger Verspätung – gelassen, ja fast provozierend langsam den großen Saal bis zum Podium durchschritt. Alle Augen waren auf die hochgewachsene, blonde Frau gerichtet, die – attraktiv und populär – dem linken Lager angehörte und die mit ihrem wohl kalkulierten Auftritt ihre Unabhängigkeit als gewählte Vertreterin des Stadtvolkes demonstrierte. Dabei hatte der Präfekt sich diesen Auftritt als besondere Geste ausgedacht, mit der vor aller Öffentlichkeit die Einheit der Nation über alle Parteigrenzen hinweg in einer so wichtigen Frage deutlich gemacht werden sollte. Dafür hatte er sogar in Kauf genommen, dass neben dem Kommissar-Oberst Graff auch ein Vertreter der Stadtverwaltung seine Ansichten über die Bekämpfung der islamistischen Gefahr durch eine Politik der offenen Arme ausbreiten durfte. Das süß-saure Lächeln, mit dem er eifertig der Oberbürgermeisterin zur Begrüßung entgegen stürzte, bestätigte Graff in seiner Gewissheit, dass der Präfekt in diesem Augenblick seine Idee zutiefst bereute, denn ebenso gewiss war, dass dieser soeben beim Minister mindestens einen Punkt eingebüßt hatte.

Nach den gewichtigen, dem Ernst der Lage angemessenen Grußworten der drei Persönlichkeiten des Podiums, wobei sich auch die

linke Oberbürgermeisterin keinesfalls im Ton vergriff, wie man im Saal teils befriedigt, teils enttäuscht zur Kenntnis nehmen konnte, führte der Präfekt den ersten Redner ein, den Kommissar-Oberst Jean-Jacques Graff, Chef der Kommandogruppe der Nationalgendarmarie und Koordinator zur Bekämpfung des islamistischen Terrors in der Region. Der Kommissar-Oberst sei in seiner doppelten Eigenschaft als Polizist und Militär in besonderer Weise geeignet, diese verantwortungsvolle Aufgabe zum Schutze von Republik und Nation in dieser ersten Stunde wahrzunehmen, führte der Präfekt aus. Sein Bericht würde jedem der Anwesenden vor Augen führen, wie gefährlich die Lage sei und welche Maßnahmen die Behörden schon getroffen hätten, um dieser Gefahr mit rechtsstaatlichen Mitteln, aber auch mit aller Härte des Gesetzes entgegenzutreten.

Graff ging mit gemessenen Schritten zum Rednerpult. Er wusste, was von ihm erwartet wurde, und ihm war klar, dass einiges für ihn davon abhing, welchen Eindruck er beim Minister hinterlassen würde. Gewiss, der Innenminister war nicht sein Dienstherr, aber ein so mächtiger Herr konnte durchaus seinen Einfluss geltend machen, wenn es etwa um die Versetzung eines hohen Beamten in der Domäne eines Ministerkollegen ging.

»Madame le Maire, Monsieur le Ministre, Monsieur le Préfet, Eminences, Excellences, Mesdames et Messieurs – wie der Herr Präfekt schon sagte, bin ich Militär und Polizist in einer Person. Mein Bericht wird deshalb militärisch knapp und polizeilich luzide sein. Ich werde mich nicht mit den soziologischen und politischen Aspekten des islamistischen Terrorismus befassen, denn mir wurde gesagt, dass dies der nachfolgende Redner tun wird. Ich werde mich ausschließlich den Folgen dieser Bewegung für die nationale Sicherheit widmen, und den Maßnahmen, die wir zu ihrer Bekämpfung ergriffen haben.

Zunächst möchte ich ein Wort zur geographischen Lage unserer Region sagen, weil wir als Grenzland eine besondere Rolle sowohl in den Überlegungen der Terroristen als auch in unseren Abwehrmaßnahmen spielen. Wenn Sie auf das Dach der Präfektur steigen würden – was ich Ihnen jetzt nicht zumuten möchte – dann könnten Sie von dort den Schwarzwald sehen. Der liegt, wie Sie alle wissen, in Deutschland. Mit der Öffnung der Grenzen zwischen unseren bei-

den Ländern – nicht erst seit dem Schengener Abkommen – ist diese Region zwischen Karlsruhe und Freiburg zu einer logistischen Basis, zu einem Ruheraum für islamistische Extremisten geworden. Wir verfügen über genügend Belege dafür, über Hotelrechnungen und Tankquittungen.«

Er sah von seinem Manuskript auf und suchte im Publikum die deutschen Journalisten, deren Gesichter er sich auf der Europabrücke einzuprägen versucht hatte.

»Diese Beweise verdanken wir den deutschen Behörden, mit denen wir sehr eng zusammenarbeiten. Von ihnen wissen wir auch, dass als Anlaufstellen für neu ankommende Terroristen sogenannte Muslimbruderschaften dienen. Solche Organisationen sind in Stuttgart, Karlsruhe und Mannheim tätig. In Freiburg bietet eine Moschee den Raum für den ersten Kontakt. Engere Verbindungen werden danach in privaten Treff- und Gebetsräumen geknüpft.

Diese Stützpunkte auf der deutschen Seite dienen der Sammlung von Geld unter den in Deutschland ansässigen Muslimen, der Vorbereitung von Aktionen, der Rekrutierung von Aktivisten und dem Transport von Waffen sowohl nach Frankreich als auch nach Algerien. Deutsche wie französische Ermittler sind umfangreichen Waffen- und Sprengstoffexporten auf der Spur. Das Material stammt fast ausschließlich aus dem Osten; vor allem aus der Tschechischen Republik und der Slowakei wird es nach Deutschland gebracht, dort zwischengelagert und in kleinen, unauffälligen Schüben nach Frankreich weiterbefördert, wo es entweder für Anschläge – wie in den letzten Wochen – verwendet oder weiter nach Algerien transportiert wird.

Dabei spielt unsere grenznahe Region eine wichtige Rolle. Denn von Deutschland aus finden Material und Personen ihren Weg über die bis vor Kurzem fast nicht mehr kontrollierten Grenzübergänge bei Neuenburg, Breisach und Sasbach. Deshalb ist unsere Region zu einer wichtigen islamistischen Operationsbasis geworden, die zwei Hauptstützpunkte hat: die Stadt Mülhausen im Süden des Elsass und die südlichen Vororte von Straßburg. Warum das so ist, hängt mit den demographischen Bedingungen an diesen beiden Orten zusammen, die mein Nachredner Ihnen wahrscheinlich erläutern wird. Ich möchte hier nur noch darauf hinweisen, dass auch die

Schweiz – als drittes Element in diesem Länderdreieck – von den Aktivitäten der Terroristen betroffen ist: die jüngsten Drohbriege gegen westliche Botschaften in Algier sind auf einem Basler Postamt aufgegeben worden, nur einen Katzensprung von Mülhausen entfernt. Wir können deshalb mit Fug und Recht die Region am Oberrhein als Relais für den islamistischen Terrorismus bezeichnen. Glücklicherweise bedeutet dies auch, dass in der Region selbst noch keine Anschläge stattgefunden haben, weil die Terroristen ihre Basis nicht gefährden wollen.«

Graff blickte von seinem Manuskript hoch. Er war kein guter Redner, weswegen er sich immer krampfhaft an einen sorgfältig formulierten, mit großem Zeilenabstand geschriebenen Text hielt. Auf seinem massigen Schädel, der von einem schütterten Haarkranz gekrönt wurde, perlten die Schweißtropfen. Warum bloß hatte er vergessen, sich ein Taschentuch einzustecken, wo er doch wusste, dass er beim Reden vor großem Publikum immer ins Schwitzen geriet? Auf dem Podium zumindest hatten sie wohlwollende Mienen aufgesetzt. Die Gesichter im Publikum konnte er nicht deutlich erkennen, so sehr blendeten ihn die Kristalleuchter und die Halogenlampen der Fernsehleute.

»Kommen wir jetzt zu den nationalen, ja internationalen Auswirkungen dieser Vorgänge, die ich Ihnen gerade beschrieben habe. Unsere Dreiländerregion ist zu einer Drehscheibe für muslimische Aktivitäten in ganz Westeuropa geworden. Das bestätigen auch unsere Erkenntnisse über Schlepperorganisationen, die illegale Einwanderer nach Europa bringen.

Daraus wird deutlich, dass unsere Region am Schnittpunkt diverser Einwandererströme liegt – vom östlichen Mittelmeer über den Balkan und vom westlichen Mittelmeer über Italien und Spanien hierher. Und zweitens ist offensichtlich, dass diese illegalen Einwanderer ein ideales Rekrutierungspotential für Extremisten aller Art bieten. Die Drahtzieher und der harte Kern der Aktivisten verfügen selbstverständlich über eigene Netze und Tarnorganisationen, mit deren Hilfe sie sich in ganz Europa bewegen können.«

Graff war jetzt völlig durchgeschwitzt. Die vielen Menschen und Lichter machten den großen Raum unerträglich heiß. Er war froh, dass er sich dem Ende seines Manuskripts näherte.

»Damit komme ich zum letzten Punkt. Er betrifft die internationalen Netze der Terroristen und ihre Bedeutung für die nationale Sicherheit, gerade auch in unserer Region. Wir wissen, dass im November 1992 in der albanischen Hauptstadt Tirana ein Islamisten-Treffen stattgefunden hat. Vertreten waren dort nach unseren Erkenntnissen alle bedeutenden Organisationen, die in Europa operieren: die Islamische Heilsfront (FIS) und die Bewaffnete Islamische Gruppe (GIA) aus Algerien; die Hamas und der Islamische Dschihad aus Palästina; die libanesische Hisbollah und die Islamische Front Tunesiens. Dazu kamen islamistische Gruppen aus Ägypten, der Türkei, Bosnien und Albanien. Und schließlich waren auch die fundamentalistischen Regime in Iran und Sudan vertreten.

Bei diesem Treffen wurde die Karte Europas in Einsatzgebiete aufgeteilt und die verschiedenen Untergrundnetze miteinander verknüpft. Dies funktioniert deswegen gut, weil die vielleicht 150 bis 200 führenden Köpfe der verschiedenen Netze eines gemeinsam haben: fast alle haben zuerst in Afghanistan und danach in Bosnien gekämpft. Daher sind sie eng miteinander vertraut und das erklärt auch, dass die Nationalitätsunterschiede keine Rolle spielen, weil sie alle für das gleiche Ziel kämpfen. Dieses hat das Sprachrohr der Extremisten in Europa, die Wochenzeitung *Al Ansar*, so formuliert: Beseitigung der gottlosen Regime im Nahen Osten durch die Errichtung von Gottesstaaten, und Bekämpfung des teuflischen Okzidents, Heimat der alten und neuen Kreuzfahrer. Die Koordinierung erfolgt durch eine Tarnorganisation namens *Human Concern International*, die 1985 als Hilfskomitee für Afghanistan-Kämpfer gegründet wurde. Sie hat ihren Sitz in Stockholm, mit Zweigstellen in London, Warschau, Tirana und Khartum.«

Graff nahm einen Schluck Wasser und sah erneut von seinem Papier auf. Die letzten Sätze sprach er frei, den Blick fest in den Saal gerichtet.

»Ich denke, jedem in diesem Raum ist klar geworden, wie groß die Gefahr ist und wie notwendig die Maßnahmen waren, die der Herr Minister in den letzten Wochen in Gang gesetzt hat. Es hat seit drei Wochen keine Anschläge mehr gegeben, weil sich die Terroristen in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen haben. Jetzt geht es darum, ihre logistische Basis und ihre Verbindungswege – gerade auch in

unserer Region – zu zerstören, um ihnen somit die Möglichkeit für weitere Terroraktivitäten zu nehmen. Sie werden verstehen, dass ich aus Sicherheitsgründen dazu keine näheren Angaben machen kann. Ich danke Ihnen.«

Als erster fing der Minister an, Beifall zu klatschen, eifertig folgten ihm der Präfekt und dann der ganze Saal. Die Oberbürgermeisterin hielt sich allerdings merklich zurück, sie rührte die Hände nur wenige Male. Jetzt ergriff sie das Mikrophon, um den zweiten Redner vorzustellen, Herrn Edouard Amini, Professor für Islamwissenschaft an der Universität Straßburg, Berater des Europarats für multikulturelle Fragen und Beauftragter der Stadtverwaltung für Probleme der Integration.

Graff betrachtete jetzt erst, nachdem die Last der Rede von ihm gefallen war, den Mann genauer, der nur wenige Stühle von ihm entfernt gesessen und seinen Vortrag mit großer Aufmerksamkeit verfolgt hatte. Er war von kleiner, fast zierlicher Statur, trug die leicht gewellten Haare nach hinten gekämmt und sah überhaupt nicht aus wie ein Orientale. Er könnte Südfranzose oder Sizilianer sein, überlegte Graff und fragte sich, aus welchem nahöstlichen Land der Herr Professor wohl stammte. Als Amini jetzt an ihm vorbei zum Rednerpult ging, fielen ihm zum ersten Mal dessen gütige, braune Augen auf, die ihn so schnell nicht wieder loslassen sollten.

Im Saal war inzwischen beträchtlicher Lärm entstanden. Das Publikum war unruhig, man wusste, dass nebenan ein Büfett wartete und die Mittagszeit war schon angebrochen. Der Präfekt hatte alle Mühe, dem Redner Gehör zu verschaffen und bat ihn denn auch, sich möglichst kurz zu fassen.

Mit höflichem Lächeln versprach dies der zierliche Mann, wies aber darauf hin, er verstehe zwar, dass Fragen der nationalen Sicherheit und der Terrorbekämpfung oberste Priorität genossen, doch käme dabei eben immer die Analyse der Ursachen zu kurz, die zu diesen Problemen führten. Alle polizeilichen und militärischen Maßnahmen seien letzten Endes unzulänglich, vielleicht sogar vergebens, wenn man nicht die Gründe kenne und bekämpfe, die junge Menschen in den Extremismus und Terrorismus trieben. Ein Punkt sei, wie jedermann wisse, die westliche Unterstützung für manche diktatorischen Regime im Nahen Osten. Wenn man aus übergeordneten

politischen Gründen dies nicht ändern wolle oder könne, so sollte man doch zumindest im eigenen Land etwas tun. Die Gesellschaft müsse sich fragen, warum immer mehr junge beurs, in Frankreich geborene Nachkommen algerischer Einwanderer mit französischer Staatsangehörigkeit, in extremistische Aktivitäten verwickelt seien, weil sie ihre Identität wieder in Algerien suchten. Das könne doch nur damit zu tun haben, dass sie sich in Frankreich nicht akzeptiert fühlten, und man wisse ja, dass enttäuschte Liebe leicht in Hass umschlagen könne. Gefährlich sei es deshalb, aufgrund der schrecklichen Vorkommnisse der letzten Wochen alle Muslime als potentielle Extremisten anzusehen, weil man sie damit weiter in die Isolierung dränge und damit genau das heraufbeschwöre, was man eigentlich verhindern wolle: eine Radikalisierung zumindest mancher Gruppen, vor allem in der Jugend. Bei seinem Vorredner habe er deshalb wenigstens einen Hinweis darauf erwartet, dass die erwähnten islamistischen Gruppen nur eine kleine Minderheit der in Europa lebenden Muslime repräsentierten.

Graff hob bei diesen Worten den Kopf und begegnete wieder diesen gütigen und zugleich forschenden Augen. Er musste widerwillig zugeben, dass Amini ein ungleich besserer Redner war als er selbst, und dass er vor allem ein makellooses Französisch sprach, das ihm seinen eigenen, schweren Akzent umso schmerzhafter bewusst machte. Auch im Saal war jetzt völlige Ruhe eingekehrt, alle hörten zu, als der Professor mit seiner leisen, aber eindringlichen Stimme Belege für seine Thesen anführte.

So neigten nach Erkenntnissen des deutschen Verfassungsschutzes höchstens ein Prozent der 2,2 Millionen in Deutschland lebenden Muslime radikalen Strömungen zu. In Frankreich lebten etwa 3,5 Millionen Muslime, davon 1,5 Millionen mit französischer Staatsangehörigkeit. Nach neuesten Umfragen des Nationalinstituts für demografische Studien mache ihre Integration gute Fortschritte. Die Hälfte der jungen beurs lebte mit einer französischen Partnerin, bei den Mädchen sei es immerhin ein Viertel. 70 Prozent der Jungen und 60 Prozent der Mädchen erklärten, sie seien »nicht gläubig«, was dem nationalen Durchschnitt entspräche. Allerdings gebe es einige Dinge, die diese positive Entwicklung gefährdeten: zunächst eine Identitätskrise, die mit dem minderen sozialen und kulturellen

Status der Elterngeneration zusammen hänge und durch die diskriminierende Haltung eines Teils der Gesellschaft verstärkt werde. Dann eine soziale Krise, da über 50 Prozent der muslimischen Jugendlichen arbeitslos seien, doppelt so viel wie im Durchschnitt.

Mit einem Blick auf die Uhr verwies Amini bedauernd auf seine Schriften, in denen er praktische Vorschläge ausgearbeitet habe, um diesen Problemen zu begegnen. Er wolle aber noch ein Wort zur Region Elsass sagen, diesem Relais des islamistischen Terrorismus, wie es sein Vorredner ausgedrückt habe. Das Elsass sei eine der französischen Regionen mit dem höchsten Ausländeranteil, nämlich fast neun Prozent gegenüber etwa 6,5 Prozent im nationalen Durchschnitt. Es sei aber auch die Region mit dem höchsten Anteil rechtsradikaler Wähler, nämlich 25 Prozent bei den letzten Präsidentschaftswahlen. Er überlasse es seinen Zuhörern, zu urteilen, was auf lange Sicht gefährlicher für die Nation sei. Allerdings sei er der Meinung, dass in den Brennpunkten der Stadt Mülhausen und in den südlichen Vororten von Straßburg dringend etwas getan werden müsse, doch sei dies zuallererst eine politische und weniger eine polizeiliche Aufgabe.

Der Beifall war höflich, am lebhaftesten noch bei den Journalisten und natürlich bei der Oberbürgermeisterin, wie Graff feststellen konnte. Er war sich sicher, dass dem Minister und dem Präfekten vor allem die letzten Worte des schwächlichen Professors nicht sonderlich gefallen hatten.

Nach dem Büfett, das für den Präfekten ein voller Erfolg war, begann der letzte Teil des Ministerbesuchs in der kleinen Provinz. Die Wagenkolonne verließ die Stadt in Richtung Westen, zunächst auf der autobahnartigen Ausfallstraße, die zur Zaberner Steige führte, der uralten Grenzscheide zwischen dem germanischen und dem romanischen Europa, die für die meisten Mitfahrenden noch immer das Elsass vom inneren Frankreich trennte. Kurz vor den Bergen bog die Kolonne auf eine kleine Landstraße ein, die der untergehenden Sonne entgegen zu dem Dorf Kleinhoffen führte, das am Fuß einer hügeligen Waldlandschaft lag, die weiter nach Westen zu in die nördlichen Ausläufer der Vogesen übergang. Ohne sich aufzuhalten durchquerten die schwarzen Limousinen den unansehnlichen Ort, ständig umschwärmt von den schweren Motorrädern und einfältig

bestaunt von den wenigen Dörflern, die sich auf der Straße aufhielten, um am nordwestlichen Ausgang in einen Waldweg einzubiegen, der geradewegs zum alten jüdischen Friedhof führte. Wie alle anderen israelitischen Begräbnisstätten des Elsass lag auch dieser weit abgelegen vom Dorf in einem Waldstück, auf dass er kein Christenauge beleidigen könne. Den großen jüdischen Landgemeinden war es jahrhundertlang nicht erlaubt, ihre Toten in der Nähe der gläubigen Christen zu bestatten. Auch durfte nicht jede jüdische Gemeinde einen eigenen Friedhof haben, was dazu führte, dass Begräbnisse zu einer wahren Tortur wurden, kilometerlange Märsche bei jeder Witterung auf zerfallenden Straßen und begleitet vom aggressiven Spott der Dörfler, die ihr eigenes Elend den noch Rechtloseren heimzuzahlen suchten.

Daran mochte der Minister denken, als er jetzt zusammen mit seinen beiden halbwüchsigen Söhnen, die beim Büfett zu der Gruppe gestoßen waren, am Grab seiner Vorfahren stand. Graff, der sich schon von Amts wegen in seiner Nähe aufhalten musste, war noch immer nicht aus dem Erstaunen herausgekommen, das ihn bei der Besprechung in der Präfektur ergriffen hatte, als das Drehbuch des Ministerbesuchs auch in diesem Punkt erörtert wurde. Niemals hätte er gedacht, dass dieser hohe Herr, ein leitender Kopf der nationalen Bewegung und Regierungspartei, dass ein so vollkommener Franzose und Patriot jüdischer Abstammung sein könnte. Gewiss, die Republik kannte keine Unterschiede in religiösen und rassischen Dingen, aber dennoch, das war erstaunlich.

Die Wagenkolonne setzte sich wieder in Marsch, hielt diesmal aber mitten im Dorf vor dem Rathaus an. Dort hatten sich neben dem Bürgermeister und dem vollständig versammelten Gemeinderat auch der Unterpräfekt des Bezirks und die lokalen Abgeordneten zur Begrüßung des Ministers eingefunden. Vor ihnen und seiner Entourage erklärte der Minister im schlichten Sitzungssaal des Rathauses, dass er mit dieser Rückkehr in den Schoß der Familie seine Hochachtung vor der Tradition durch die Ehrung der Erde und der Toten bekunden und daraus Kraft schöpfen wolle, um für eine Zukunft in Freiheit einzutreten. »Und genau darum geht es, wenn ich gegen Kriminalität, Terrorismus und illegale Einwanderung kämpfe.«

* * *

Als Kommissar Graff am nächsten Tag wieder an der Stelle seines Büros stand, von der aus er den Münsterturm sehen konnte, lag der Bericht des V-Manns unverändert am gleichen Platz auf seinem Schreibtisch. Er musste schnell etwas unternehmen, auch wenn es nicht danach aussah, als ob unmittelbare Gefahr drohte. Aber wenn die Terroristen viel Zeit brauchten, um eine Aktion vorzubereiten, so dauerten die Ermittlungen mindestens genau so lange, das wusste er aus schmerzlicher Erfahrung. Wieder einmal befand er sich im Wettlauf mit der Zeit, und wieder einmal war die entscheidende Frage, wo sich das Ende des Fadens befand, der durch das vor ihm liegende Labyrinth führen würde. Natürlich ging ihm die ganze Zeit der nächstliegende Gedanke durch den Kopf, aber er wollte sich unter keinen Umständen ungewappnet diesen gütigen, forschenden Augen ausliefern, die sicherlich auch einen ganz spöttischen Ausdruck annehmen konnten. Er war kein Intellektueller, aber er war auch nicht ungebildet und er schätzte die Literatur. Er las gern und viel, vor allem historische Romane und Lebensbeschreibungen. Seine Lieblingslektüre aber waren die Dialektgedichte des jüdisch-elsässischen Schriftstellers Nathan Katz, die schon fast verlorene Kindheitserinnerungen in ihm weckten. Der Islam allerdings war für ihn ein Buch mit sieben Siegeln, das sich ihm bisher nur in den spröden Seiten polizeilicher Ermittlungsberichte ein wenig geöffnet hatte.

So teilte der Kommissar-Oberst Jean-Jacques Graff seiner Sekretärin etwas verschämt mit, dass er einen auswärtigen Termin mit einem wichtigen Informanten habe, und machte sich zu Fuß auf den Weg in die Innenstadt. Er liebte diesen Gang, der zuerst durch die von den Deutschen erbaute Vorstadt mit ihren prächtigen Gründerzeithäusern und dann ein Stück weit an der Ill entlang führte, wo ihn an vielen Stellen Kindheitserinnerungen erwarteten. In der Rue St. Pierre-le-Jeune bog er in Richtung Zentrum ab, bis sich vor ihm die weite Place Kléber öffnete, die weltoffene Mitte der Stadt, die sich rasch in den engen Gassen der Altstadt verlor, um nur wenige hundert Meter weiter im gedrängten Münsterplatz ihr zeitloses Pendant zu finden. Wie immer, wenn er über den von Fahnen umsäumten Platz ging, blickte er beinahe ehrfurchtsvoll zu der großen Statue des General Kléber auf, die inmitten der gepflasterten Fläche thronete. Der war ein ganzer Kerl gewesen, sein heimliches Vorbild, ein

echter Elsässer und französischer Patriot. Er hatte alles über Kléber gelesen, was er in die Hände bekommen konnte, und plötzlich fiel ihm ein, dass der General im Jahre 1800 in Kairo von einem islamischen Fanatiker heimtückisch erdolcht worden war. Missmutig ging er die wenigen Schritte in die Rue du Maison Rouge, wo er die Buchhandlung Kléber betrat, in der er nach Literatur über den Islam suchen wollte.

Er war erstaunt über die Fülle des Angebotenen in dieser Provinzbuchhandlung. Da gab es Werke über den Koran, die Geschichte des Islam und der Araber, selbst ein Buch über Islam und Kapitalismus war zu haben und auch dieser Soziologe Gilles Kepel war mit seinem berühmten Buch vertreten, in dem er von den Vorstädten des Islam schrieb. Andere Werke befassten sich mit islamischer Philosophie, und wiederum andere mit den verschiedenen Strömungen dieser fremdartigen Religion, Sunniten, Schiiten, Alewiten, Ismaeliten, Drusen – ihm schwirrte beim Durchblättern der Kopf, wo sollte er anfangen, was musste er wissen? Als er schon völlig verzweifelt aufgeben wollte, stieß er auf den Namen Amini, der über einem merkwürdig und unverständlich klingenden Buchtitel stand: Eurozentrismus und Orientalismus. Er beschloss, sich dieser Herausforderung zu stellen, und klemmte das Buch unter den Arm. Als er schon – unzufrieden mit dieser Ausbeute – sich zum Gehen wandte, entdeckte er in der hintersten Ecke des Regals ein schmales Bändchen in deutscher Sprache, das wohl deswegen verstaubt vor sich hin dämmerte. Wie er dem Klappentext entnehmen konnte, war die Verfasserin eine Professorin der Orientalistik an der Universität Freiburg und ihr Buch behandelte die Problematik des islamischen Fundamentalismus und seine Auswirkungen auf den zeitgenössischen Terrorismus.

Ihre Stimme am Telefon klang robust und aufgeschlossen. Ja, sie wäre gerne bereit und sicherlich auch in der Lage, ihm weiterzuhelfen, wenn es darum ginge, das undurchsichtig erscheinende Geflecht fundamentalistischer Gruppen zu durchleuchten. Das sei schließlich ihr Geschäft seit über zwanzig Jahren, praktisch seit ihren Studententagen, in denen sie den Orient durchstreift und so manche Bekanntschaft gemacht habe, die ihr auch heute noch nützlich sei. Es träfe sich übrigens gut, dass just in der nächsten Woche ein ihr seit

Langem bekannter Journalist, Korrespondent verschiedener deutscher und Schweizer Blätter im Nahen Osten, sich in Freiburg aufhalte, weil er auch für die dortige Badische Zeitung schreibe. Da dieser über die aktuellsten Informationen verfüge, wäre es für den Kommissar sicherlich von Nutzen, wenn ein gemeinsames Treffen, am besten in ihrem Haus, stattfinden würde. Damit könnte er sich einen Einblick sowohl in die wissenschaftlich fundierten Erkenntnisse wie auch in das etwas oberflächliche, dafür aber brandheiße journalistische Wissen verschaffen. Bei dieser Bemerkung nahm ihre Stimme einen etwas ironischen Ton an, doch traute sich Graff nicht, darauf einzugehen, sondern murmelte nur ein paar Worte, die sein Einverständnis mit dieser glänzenden Idee ausdrücken sollten.

Als er eine Woche später die Autobahn nach Basel bei der Ausfahrt Freiburg-Mitte verließ, um das kleine Hugstetten anzusteuern, wunderte er sich darüber, dass eine so welterfahrene und weitgereiste Frau an einem so unscheinbaren Ort lebte, dem allerdings das Panorama der Schwarzwald-Berge auf der einen und die sanfte Silhouette des Kaiserstuhl auf der anderen Seite einen gewissen Reiz verlieh. Das kleine Haus verströmte einen kleinbürgerlich-provinziellen Charme, der sich auch fortsetzte, wenn man die Schwelle zum Inneren überschritten hatte. An der Tür begrüßte ihn ein kleiner, lebhafter Mann, der sich als der Hausmann vorstellte; die Chefin saß im Wohnzimmer mit Herrn Germann, und beide erwarteten den Besuch des Herrn Kommissar.

Etwas verwirrt betrat Graff das Zimmer, in dem ihm als erstes eine gedeckte Kaffeetafel und dann zwei Augenpaare auffielen, die ihn aufmerksam musterten. Das erste – dunkle, freundliche – gehörte zu Frau Professor Gerlind Waldenegger, das zweite – hellbraune, spöttische – zu Herrn Harri Germann. Wie schon an der Haustür kam sich der Kommissar ungeschlachtet und riesig vor; denn auch diese beiden waren klein und feingliedrig, sie mit pechschwarzen Haaren und gelassenen Bewegungen, er mit Halbglatze, Vollbart und nervösem Habitus. Beide mochten Ende dreißig sein.

»Sie trinken doch Kaffee mit uns?«, fragte Frau Waldenegger mit ausgeprägtem alemannischen Akzent und fügte hinzu: »Mein Mann hat einen Rhabarber-Kuchen gebacken, seine Spezialität. Er backt und kocht ausgezeichnet, ich könnte das nie. Und er versorgt

unsere drei Kinder und kümmert sich auch sonst um alles. Das hat mir die Karriere ermöglicht. Damit wissen Sie Bescheid, wie es bei uns läuft und wir können uns dem Zweck Ihres Besuches zuwenden.«

Nachdem der freundliche Hausmann den Kuchen serviert hatte, nicht ohne dem Kommissar ungefragt das Rezept zu verraten, sagte Frau Waldenegger, die Tasse absetzend: »Ich habe Herrn Germann über Ihr Anliegen informiert und er ist ebenfalls bereit, Ihnen zu helfen. Er hat allerdings gewisse journalistische Bedenken, die er Ihnen am besten selbst erläutert.«

Germann legte ohne Umschweife los. Als Journalist lehne er es natürlich grundsätzlich ab, der Polizei zu helfen. Eher schon sei es ihm in seiner langen Laufbahn darum gegangen, polizeiliche Schweinereien aufzudecken und dazu habe er in Zentralamerika und in Südafrika – seinen vorherigen Einsatzposten – genügend Gelegenheit gehabt. Und auch sein jetziges Betätigungsfeld, der Nahe Osten, biete viel Stoff für solche Storys, man denke nur an die israelische Besetzung Palästinas oder die berüchtigten syrischen Gefängnisse. Aber nicht nur das, im ganzen Orient gebe es kein Land, in dem nicht polizeiliche Gewalt missbraucht werde, weshalb er doch ein gewisses Verständnis für fundamentalistische Gegengewalt habe, weil dies oftmals der einzige Weg sei, himmelschreiendes Unrecht zu bekämpfen. Und was Frankreich anbelange, so wisse doch jeder, dass die Unterstützung des algerischen Regimes, das den Islamisten den demokratischen Wahlsieg geraubt habe, die Ursache für die gegenwärtige Terrorwelle sei. Die Deutschen hätten sich ihre Ruhe nur dadurch erkaufte, dass sie Extremisten wie den Führer der Islamischen Heilsfront, Madani, und andere nicht behelligten und eine besondere Beziehung zum Iran pflegten.

»Ich will Ihnen ganz offen sagen, was mich an Ihrer Sache interessiert. Mir ist es egal, ob Sie ein paar Fundamentalisten mehr oder weniger ins Gefängnis bekommen, aber ich bin seit einiger Zeit einer mysteriösen Gruppe auf der Spur, die sich auf die Tradition der Assassinen beruft, das war eine mittelalterliche Sekte, die mit Mordanschlägen ihre Ziele durchsetzen wollte. Professor Waldenegger kann Ihnen dazu mehr erzählen. Ich habe den Verdacht, dass es sich um dabei um die gleiche Gruppe handelt, die Sie erwähnten, Bai'at al

Imam, das heißt übrigens Ergebenheit gegenüber dem muslimischen Herrscher. Ich möchte eine Geschichte darüber machen, das kann man groß herausbringen. Im Augenblick sind diese verrückten terroristischen Sekten ja in, von Japan bis Amerika. Da passt sowas gut rein. Wir können also miteinander ins Geschäft kommen, wenn für mich eine exklusive Geschichte dabei herauspringt.«

Graff war wieder einmal über seine eigene Naivität und Gradlinigkeit erstaunt. Da hatte er soeben noch das Gefühl gehabt, auf der Anklagebank zu sitzen und ein völlig unsittliches Begehren vorgebracht zu haben, und jetzt schlug ihm dieser Mensch mit den listigen Äuglein hinter der randlosen Brille ganz unverfroren einen Tauschhandel vor, der für ihn als Polizisten gefährlich werden konnte und der auch völlig gegen seine Prinzipien war. Er beschloss, zunächst hinhaltend zu taktieren und fragte deshalb die Professorin, was es denn mit diesen Assassinen auf sich habe.

Frau Waldenegger lächelte milde, stand auf und verließ das Zimmer, um kurz darauf mit einem Buch in der Hand zurückzukommen. Während sie es ihm in die Hand drückte, sagte sie: »Das ist das Standardwerk über die Assassinen von Bernard Lewis, früher Professor an der Universität Princeton in Amerika. Falls es Sie interessiert, kann ich es Ihnen ausleihen. Aber ich kann Ihnen auch gerne jetzt ein paar Stichworte dazu geben, denn es sieht so aus, als ob sich für Sie eine Beschäftigung damit lohnen könnte. Herr Germann hat ja schon diese bestimmte Gruppe erwähnt, und er weiß noch mehr darüber.«

»Na ja, viel ist es nicht«, grummelte der Journalist, »ich weiß nur, dass die Bai'at al Imam erstmals öffentlich erwähnt wurde, als dreizehn ihrer Mitglieder im Juni in Jordanien verhaftet wurden, weil sie Terroranschläge vorbereiteten. Sie wurden vor ein Militärgericht gestellt, dessen Zuständigkeit sie aber bestritten. Sie weigerten sich, sich beim Eintritt der Richter von ihren Plätzen zu erheben und lehnten die Benennung von Strafverteidigern ab und riefen: 'Wir werden uns nur vor Gott verantworten und vor einem Gericht, das nach dem Willen Gottes entscheidet'. Alles, was man darüber hinaus weiß, ist, dass die Angehörigen der Gruppe sich als die wahren Anhänger des islamischen Glaubens sehen und die Teilnahme am Gebet in Moscheen und Koranschulen verweigern, weil sie das gesamte

System ablehnen.«

»Und genau das ist auch ein Wesensmerkmal der Assassinen«, fiel die Professorin ein. »In jedem Fall dürften wir es hier mit einer radikalen schiitischen Gruppierung zu tun haben, auch wenn es merkwürdig ist, dass sie erstmals in Jordanien auftaucht. Dort gibt es nämlich kaum Schiiten und das ist auch kein Land, das als Operationsbasis solcher Gruppen bekannt wäre. Aber um auf Ihre Frage zurückzukommen: es würde sicherlich zu weit führen, Ihnen jetzt die Entstehungsgeschichte der Assassinen zu schildern, das können Sie im Buch von Lewis nachlesen – es ist übrigens eine faszinierende Geschichte, die viele Parallelen zum heutigen islamistischen Terrorismus aufweist. Es ist eine Geschichte von Machtpolitik und Glaubensfanatismus, von Intrige und Mord – also all das, was wir auch aus der europäischen Geschichte kennen und was wir heute wieder überall um uns herum erleben, in Bosnien, im Kaukasus, in Afghanistan, in Nordirland...«

Sie hielt einen Augenblick inne, um das letzte Stück Rhabarberkuchen zu essen. Germann saß mit nervös wippenden Fußspitzen daneben und machte ein Gesicht, als ob ihn dies alles nichts angehe.

»Also kurz gesagt: die Assassinen sind eine extreme schiitische Sekte. Die Schiiten wiederum – das wissen Sie, wenn Sie mein Buch gelesen haben – sind eine Abspaltung von der islamischen Hauptrichtung, der Sunna. Sie führen sich auf den Schwiegersohn und vierten Nachfolger des Propheten Mohammed zurück, den Kalifen Ali, der von seinen sunnitischen Gegnern ermordet wurde. Mit ihm beginnend zählt die Schiat Ali, das heißt die Partei Alis, zwölf Imame, weswegen sie auch Zwölfer-Schia heißt. Sie ist die weitaus bedeutendste Richtung des Schiitentums und seit dem Jahr 1501 Staatsreligion in Persien, dem heutigen Iran. Danach gab es noch eine Reihe von Abspaltungen von dieser schiitischen Haupttrichtung, die alle eines gemeinsam haben: sie beziehen sich immer auf eine bestimmte Person, die ihrer Meinung nach rechtmäßiger Imam sein sollte, das heißt Nachfolger des Propheten und damit Oberhaupt der Gläubigen. Und noch eines haben sie gemeinsam: jede Abspaltung war noch fanatischer, noch extremer und noch geheimnisvoller als die vorhergehende. Dazu gehören zum Beispiel die Ismaeliten, die

heutzutage dem sehr friedlichen und genussvollen Aga Khan unterstehen, dann auch die Drusen, die hauptsächlich im Libanon und in Syrien leben und die immer noch etwas kriegerisch sind, dann die Alewiten in der Türkei und in Syrien, und eben auch die Assassinen, die praktisch eine Untersekte der Ismaeliten waren. Es ist übrigens interessant, dass von allen diesen Gruppen nur die Assassinen nicht mehr existieren – zumindest, soweit wir das heute wissen.«

Jetzt mischte sich Germann wieder ein, der offensichtlich doch zugehört hatte: »Faktisch stehen einige schiitische Gruppen durchaus in der Tradition der Assassinen, wie zum Beispiel die Hisbollah und ihre Untergruppen. Vor allem die Vorstellung vom Märtyrertod und die damit verbundene Erwartung, ins Paradies zu kommen, ist die Grundlage für die Selbstmordanschläge solcher Gruppen, ähnlich wie bei den Killerkommandos der Assassinen. Aber ich bin bisher noch auf keine Information gestoßen, dass die Assassinen als Sekte weiter existieren oder in der einen oder anderen Form wiederbelebt wurden. Ich habe das Gefühl, dass hinter dieser Gruppe Bai'at al Imam so etwas Ähnliches stecken könnte.«

Graff hatte bisher schweigend zugehört. Da tat sich vor ihm eine fremde, geheimnisvolle Welt auf, schillernd und bedrohlich, ein Ungeheuer, das nichts mit seinem geordneten Leben zu tun hatte und das jetzt seine giftigen Fangarme nach ihm ausstreckte. Gewiss hatte er im Fernsehen den erschreckenden Aufmarsch der fanatisierten schiitischen Massen in Teheran gesehen und auch die blutigen Bilder des Kamikaze-Anschlags auf das Camp der französischen Fallschirmjäger in Beirut vor über zehn Jahren würde er nie vergessen. Dabei waren 56 junge Soldaten gestorben, und er hatte sich schon damals gefragt, was sein Land in dieser verrückten Weltgegend zu suchen hatte. Dann hatte es die ersten Anschläge in Frankreich gegeben und die Ausbreitung der islamistischen Untergrundnetze, über die er beim Ministerbesuch referiert hatte. Doch das alles war entweder weit weg oder konnte unter dem Gesichtspunkt polizeilicher Ermittlungen betrachtet werden, wie der Kampf gegen die Drogenmafia und gegen das organisierte Verbrechen. Ob italienische, russische oder arabische Gangster, für ihn machte das keinen Unterschied. Die Bedrohung des Staates und seiner Bürger war die gleiche, und der Staat hatte zum Schutz seiner Bürger gegen diese Be-

drohung gleichermaßen unerbittlich vorzugehen. Aber was er jetzt gehört hatte, das war anders, unheimlich und unfassbar, das war ein Feind, dem man mit polizeilichen Methoden allein nicht beikommen konnte. Widerwillig gestand er sich ein, dass es hier auch um eine geistige Auseinandersetzung ging, dass er nur eine kleine Randfigur in diesem weltgeschichtlichen Drama zwischen Orient und Okzident war und dass er dringend Verbündete brauchte, um in seiner Rolle – sei sie auch noch so klein – zu bestehen. Er entschied sich, den Pakt mit diesem kleinen Teufel von Journalisten abzuschließen.

Frau Waldenegger kam ihm dabei mit ihrer mütterlich-robusten Art zu Hilfe, indem sie vorschlug, nun über das weitere Vorgehen zu beraten, da der Kommissar ja nicht nur in ihr Haus gekommen sei, um etwas über die Geschichte des Islam zu lernen. »Ich habe im nächsten Semester ein Forschungsstipendium, das ich benutzen möchte, um weiter über das Problem des islamischen Fundamentalismus zu arbeiten. Ich werde dazu in Kürze für einige Zeit nach Syrien und Libanon reisen. Es würde mir wenig Mühe machen, über meine Kontakte dort Erkundigungen über Ihre Gruppe einzuholen. Im Gegenteil: die Sache interessiert mich. Wenn diese Gruppe tatsächlich in irgendeinem Zusammenhang mit den Assassinen stehen sollte, wäre dies eine Sensation. Denn es ist doch auffallend, dass bisher keine auch noch so extreme schiitische Organisation sich auf die Tradition der Assassinen beruft, auch wenn einige – wie Harri vorher schon sagte – durchaus in dieses Bild passen würden.«

»Das klingt sehr geheimnisvoll«, warf Graff ein, »aber was wollen Sie damit sagen?«

»Ich muss Ihnen, glaube ich, doch etwas mehr über die Assassinen erzählen, damit Sie begreifen, womit wir es hier möglicherweise zu tun haben. Die Sekte wurde Ende des 11. Jahrhunderts von einem Perser namens Hassan-i-Sabbah gegründet, der von der Felsenburg Alamut in Nordpersien aus ihre Ausbreitung betrieb. Es gelang ihm, einen zweiten Schwerpunkt in Syrien zu etablieren, und zwar im nordsyrischen Bergland, dem Dschebel Ansarieh. Ich kann Ihnen das auf der Karte zeigen.«

Sie stand auf und holte aus dem daneben liegenden Raum – offensichtlich ihr Arbeitszimmer – eine Landkarte des Nahen Ostens.

»Sehen Sie, hier ist die syrische Mittelmeerküste mit der Hafengebiet«

stadt Latakia. Dahinter, dieser Bergzug, ist der Dschebel Ansarieh, der heute fast ausschließlich von Alewiten bewohnt wird. Und hier, genau in der Mitte, hatten die Assassinen im Laufe der Zeit ein halbes Dutzend Bergfestungen in ihre Gewalt gebracht, von denen aus sie operierten. Das heißt, sie versuchten unter der umliegenden Landbevölkerung, aber auch unter den Armen der Städte Anhänger zu werben. Was sie aber berühmt gemacht hat, sind ihre Mordanschläge, weshalb das Wort *assassin*, also Mörder, ins Englische wie ins Französische eingegangen ist. Denn damals trieben sich ja auch die Kreuzritter im Orient herum, und sie haben etliche wilde Geschichten über die Assassinen in Europa verbreitet. Aber deren Attacken richteten sich nur zum Teil gegen die fremden Eindringlinge, in erster Linie bekämpften sie das sunnitische Establishment der umliegenden Reiche und Herrschaften. Ihr Ziel war die Vernichtung dieser in ihren Augen gottlosen Regime und die Verbreitung des wahren Glaubens. Herr Germann kann Ihnen bestätigen, dass sich da erstaunliche Parallelen zum schiitischen Extremismus der heutigen Zeit erkennen lassen.«

Germann nickte zustimmend, warf dann aber ein: »Mit dem kleinen Unterschied, dass heute der Kampf gegen den westlichen Satan eine größere Rolle spielt, weil die Fundamentalisten nicht zu Unrecht glauben, dass ohne die Unterstützung des Westens ein großer Teil der nahöstlichen Diktaturen sehr schnell zusammenbrechen würde. Ich bin kein Historiker, aber soweit ich weiß, kämpfte zur Zeit der Kreuzzüge die gesamte islamische Welt gegen die Invasoren, und es waren sunnitische Herrscher wie der berühmte Saladin, die ihnen letztlich das Genick brachen. Und noch etwas: im Unterschied zu den Kreuzrittern haben es die Kolonialmächte geschafft, die westliche Kultur – und das heißt in den Augen strenggläubiger Muslime: Sittenlosigkeit – im ganzen Orient zu verbreiten. Deswegen«, und damit wandte er sich an Graff, »muss man den Bericht Ihres V-Mannes ernst nehmen. Und dass die Gruppe davon spricht, alte Rechnungen zu begleichen, macht die Sache noch bedrohlicher.«

»Das kann ich nur bestätigen«, sagte die Professorin und griff nach dem Buch von Bernard Lewis, das vor Graff auf dem Tisch lag. »Wenn es sich tatsächlich um eine Assassinen-Gruppe handeln

sollte, dann wäre dies eine neue Qualität des Terrors, der man nur schwer mit polizeilichen Mitteln begegnen kann. Lewis zitiert hier einen ihrer Dichter: Brüder, sagt dieser, wenn die Stunde des Triumphes kommt und das Glück dieser und der nächsten Welt uns begleitet, kann ein einzelner Krieger zu Fuß einen König in Angst und Schrecken versetzen, mag dieser auch über 100.000 Berittene verfügen.«

* * *

Graff stand am Fenster seines Büros und suchte vergeblich im dichten Herbstnebel nach den Umrissen des Münsterturms. Seit er vor zwei Tagen aus dem kleinen Breisgaustädtchen zurückgekehrt war, lag diese graue Suppe wie ein Spiegelbild seines Seelenzustandes über der Stadt. Das Gespräch mit der Professorin und dem Journalisten hatte keine Klarheit geschaffen. Sein Polizistenverstand, der sonst wie ein Präzisionswerk funktionierte, war aus dem Gleichgewicht geraten. Das Buch über die Assassinen lag ungelesen im Arbeitszimmer seiner geräumigen, hellen Wohnung in der Rue de l'Observatoire, von dem aus er in den grünen Park des Observatoriums blicken konnte.

Dorthin bestellte er auf dem üblichen Verbindungsweg den algerischen V-Mann, obwohl er sich wenig davon versprach. Was sollte der in der kurzen Zeit schon mehr erfahren haben? Aber es gab ihm das Gefühl, wenigstens etwas gegen die schleichende Gefahr unternommen zu haben. Und um dieses Gefühl zu untermauern, ordnete er an, Informationen über die Mitglieder der ständigen Vertretungen Albaniens und Bosniens beim Europarat einzuholen und er ließ beim Staatsschutz anfragen, ob Erkenntnisse über einen Professor Edouard Amini vorlägen. Das alles war sehr vage und ähnelte dem berühmten Stochern im Nebel, von dem es in Straßburg derzeit ja reichlich gab. Aber das immerhin hatte er aus dem Gespräch mit Waldenegger und Germann gelernt: man hatte es hier mit einem Gegner zu tun, der unberechenbar war und der in vielen Verkleidungen auftrat, und genauso mussten die Gegenmaßnahmen beschaffen sein. Instinkt kam in diesem Fall vor Verstand, auch wenn das gegen seine Arbeitsprinzipien verstieß.

Graff war als erster am vereinbarten Treffpunkt im weiten Rund

des Observatoriums, wo man unverdächtig nebeneinander die großen Schautafeln betrachten konnte, auf denen die neuesten Ergebnisse astronomischer Forschungen dargestellt wurden. Der V-Mann, von dem er nur den Decknamen Habibi kannte, hatte sich das astronomische Hobby als Tarnung für seine Treffen mit Graffs Vorgänger zugelegt, und Graff hatte diese Gewohnheit ebenso von seinem Vorgänger übernommen wie dessen wunderschöne Wohnung auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Er wartete jetzt schon über eine Viertelstunde und wurde allmählich ungeduldig, weil er mit dieser Sternenguckerei wenig anzufangen wusste. Jedes Mal, wenn er hier war, fragte er sich, was die Leute daran so faszinierte. Es mussten Menschen sein, die mit den Realitäten des Lebens nicht zu Recht kamen und deswegen in die imaginäre Welt der Sterne flüchteten.

Als er den durchdringenden Schrei einer Frau von draußen im Park hörte, wusste er sofort, dass seine Verabredung geplatzt war. Und ihm war klar, dass es nie mehr ein Treffen mit Habibi geben würde. Dessen Leiche lag, wie im Schmerz gekrümmt, hinter einem Oleanderbusch im hinteren Teil des Parks. In seinem Rücken steckte ein Krummdolch, und als Graff näher hinsah, erkannte er, dass in den Knauf arabische Schriftzeichen ziseliert waren. Er scheuchte die immer zahlreicher herbeiströmenden Gaffer weg und beauftragte einen der Angestellten, eine bestimmte Telefonnummer anzurufen. Dann stand er eine halbe Stunde lang regungslos neben dem unscheinbaren Körper und gab sich Rechenschaft darüber, dass er diesen Menschen überhaupt nicht gekannt hatte, ja schlimmer noch, dass er sich nie für ihn interessiert hatte, sondern nur für die von ihm gelieferten Informationen. Jetzt, da Habibi als Einziges, wenn auch nur vages Bindeglied zu den Mächten der Finsternis ausgefallen war, fragte er sich auf einmal, was für ein Mensch das wohl gewesen sein mochte, wo und wie er aufgewachsen war, wann und warum es ihn hierher verschlagen hatte, woran er geglaubt haben mochte, weshalb er sich als Spitzel verdingt hatte und ob es wohl Menschen gab, die ihn vermissen würden.

Bevor die Leiche abtransportiert wurde, hatte sich Graff vom Erkennungsdienst eine Großaufnahme der arabischen Schriftzeichen machen lassen, die er mit einem Boten zum Sprachendienst der Präfektur schickte. Die wenigen Schritte zu seiner Wohnung ging er mit

langsamen Bewegungen und dem Gefühl, die erste Niederlage im Kampf gegen diesen unheimlichen Feind erlitten zu haben. Zum Glück war es erst früher Nachmittag und niemand war zu Hause. Seine Frau hatte noch Dienst in der Klinik und die Kinder besuchten eine Ganztagschule. Er ließ sich in den Lesesessel seines Arbeitszimmers fallen und griff nach dem Buch von Bernard Lewis, blätterte aber nur gedankenlos darin herum. Da er das Warten nicht mehr ertragen konnte, griff er zum Telefonhörer und rief die Präfektur an. Man entschuldigte sich, der arabische Übersetzer musste erst aus einer Sitzung am Gerichtshof geholt werden, man hatte das Foto dorthin gesandt, in zwanzig Minuten hätte man das Ergebnis. Er blätterte wieder in dem Buch, schaffte es aber nur, die Kapitelüberschriften zu lesen, die fremdartig und nüchtern zugleich klangen: Die Entdeckung der Assassinen, Die Ismailiten, Die Neue Verkündigung, Die Mission in Persien, Der Alte vom Berge, Mittel und Zwecke. Dann klingelte das Telefon. Der Sprachendienst teilte ihm den Text der Übersetzung mit: ›Ergebenheit gegenüber dem muslimischen Herrscher.‹ Sie waren also schon da.

Als er am nächsten Morgen die Post auf seinem Schreibtisch sichtete, fiel ihm gleich der an ihn persönlich adressierte und mit einer krakeligen Handschrift versehene Brief auf. Er öffnete ihn und fand einen Zettel, auf dem nur zwei Sätze standen: ›Ich bin auf dem Weg zu unserem Treffpunkt. Behalten Sie in jedem Fall die albanische Botschaft im Auge.‹ Habibi musste also gehaut haben, dass sie hinter ihm her waren. Wieder fragte sich Graff beschämt, was er von diesem Menschen eigentlich wusste. Warum riskierte der sein Leben im Dienst der französischen Polizei, als Verräter an seinen eigenen Glaubensbrüdern und Landsleuten? Das bisschen Geld, das er für seine Spitzeldienste erhielt, konnte es doch wohl nicht gewesen sein. Aber was war es dann? Die wenigen Male, da sie im Observatorium zusammengetroffen waren, sprachen sie nur über harte Informationen, da war kein Raum für small talk, allein schon aus Sicherheitsgründen. Wenn aber jemand wie Habibi, der den Akten nach ein gläubiger Muslim war mit Zugang zu fundamentalistischen Kreisen, und der deswegen als V-Mann angeworben wurde, Spitzeldienste für ein Land leistete, das ihm eigentlich nichts bedeuten konnte, dann – so überlegte Graff – musste es auf der anderen, sei-

ner Seite, ebenfalls Menschen geben, die zu so etwas bereit waren. In der Presse hatte er verschiedentlich Berichte über extreme Sekten in ansonsten zivilisierten Ländern gelesen, von denen auch Germann gesprochen hatte: die Aum Shinri Kyo in Japan mit ihren Giftgasanschlägen auf die U-Bahn, der Stamm Davids in Amerika, der nach 51 Tagen Belagerung durch die Polizei in einem Massaker mit 85 Toten zugrunde ging, der Sonnentempler-Orden in der Schweiz und in Kanada mit seinen Massenselbstmorden, und schließlich die Fundamentalisten-Gruppe um den blinden Scheich Omar Abd el-Rahman, der es um ein Haar gelungen wäre, das World Trade Center in New York in die Luft zu sprengen.

Er ließ sich von der Sekretärin die Pressemappe kommen, die er eigens dazu angelegt hatte. Dort las er noch einmal mit wachsendem Unbehagen diese erschreckenden Berichte, die er noch vor wenigen Monaten wie ein normaler Zeitungsleser ungläubig und achselzuckend zur Kenntnis genommen hatte. Vor allem anderen faszinierte ihn ein Artikel über eine Antiterrorismus-Konferenz in Washington, an der Experten des CIA und des FBI, aus Westeuropa, Israel und Rußland teilgenommen hatten. Und sein Unbehagen verwandelte sich in Entsetzen, als er sich darüber klar wurde, was der auf dieser Konferenz vorgelegte Bericht auch für seine Arbeit bedeutete. Dort hieß es, dass man es im Westen in Zukunft mit Extremisten zu tun bekommen würde, die keine politischen Ziele verfolgen, sondern ihren Antrieb aus religiös oder ethnisch motiviertem Hass schöpfen. Die neuen Terroristen kämpften nicht so sehr um politische Kontrolle als vielmehr mit dem Ziel, ihre Feinde zu vernichten. Diesen Gruppen gelte selbst vielfacher Mord an Unbeteiligten als moralisch gerechtfertigt. Ein amerikanischer Experte sagte dazu in einem Interview: Anders als politisch motivierte Täter nehmen sie keine Rücksicht auf die öffentliche Meinung, sie sind zu Selbstmord-Anschlägen bereit und schrecken auch vor Massenmord nicht zurück. Soll Gott doch, so ihre Einstellung, die gerechten Toten von den ungerechten trennen. Und dann sagte der Experte noch, er glaube zwar nicht, dass Staaten wie der Iran, Libyen, Syrien oder der Sudan ein Interesse daran hätten, als Superterrorismus-Sponsoren international geächtet zu werden. Es sei aber denkbar, dass einzelne Regierungsmitglieder oder Militärs solcher Länder terroristische Gruppen un-

terstützten.

Graff legte den Artikel zur Seite und nahm sich Habibis Nachricht vor. Wieder und wieder las er den Satz: Behalten Sie in jedem Fall die albanische Botschaft im Auge. Sein Instinkt hatte ihn also nicht getrogen, er hielt das Ende des Fadens in der Hand, der ihn durch das Labyrinth der Finsternis führen würde.

Die ersten Informationen, die er auf seine Anfrage bezüglich der diplomatischen Vertretungen hin erhielt, waren nicht sehr aufschlussreich. Die Ständige Vertretung Albaniens beim Europarat existierte noch nicht lange. Das Land war erst vor Kurzem in diesen großen Bund der europäischen Nationen aufgenommen worden, der sich nach Meinung von Spöttern durch geringe Zuständigkeiten und hohe Gehälter auszeichnete. Graff hatte bei offiziellen Anlässen mehrfach den austerförmigen Bau zwischen dem Park der Orangerie und der Ill besucht, der früher auch dem europäischen Parlament als Tagungsort gedient hatte. Ihm war nie so richtig klar geworden, was es mit dieser Vereinigung auf sich hatte, die neben der mächtigen Europäischen Union in Brüssel wie eine arme Verwandte aus der Provinz wirkte. Sie war aber offensichtlich das Auffangbecken für die sich ameisenhaft ausbreitenden Kleinstaaten im Osten des Kontinents, die nach dem Zerfall der Sowjetunion und Jugoslawiens entstanden waren. So kam es denn, dass die kleine Stadt Straßburg zu einer diplomatischen Residenz wurde, denn jedes Mitgliedsland des Europarats unterhielt eine Ständige Vertretung an seinem Sitz, und diejenigen Länder, die noch im Wartesaal saßen, hatten vorsichtshalber schon einmal provisorische Vertretungen eingerichtet, denen die französische Republik großzügigerweise diplomatischen Status einräumte, um den Rang Straßburgs als Treffpunkt Europas zu festigen.

So verhielt es sich auch mit dem armen Balkanland Albanien, dessen Vertretung in einem unscheinbaren Bürohaus in der Rue des Orphelins im Studentenviertel Krutenau untergebracht war. Dem Bericht der Nachrichtenabteilung zufolge bestand sie aus dem Leiter der Vertretung und seinem Stellvertreter; daneben gab es noch einen Chauffeur, der auch als Leibwächter fungierte, und eine Sekretärin. Auffallend war, so hieß es in dem Bericht, dass im Gegensatz zu den meisten anderen diplomatischen Vertretungen kein französisches

Personal beschäftigt würde, alle vier seien Albaner. Ansonsten seien Größe und Ausstattung angemessen für ein kleines Land, das als Armenhaus Europas galt und erst seit Kurzem dem Europarat angehörte.

Dem Bericht war eine Analyse der Auslandsspionage beigelegt, der sich mit der Lage in Albanien und im benachbarten Bosnien im Hinblick auf die Ausbreitung islamistischer Tendenzen befasste. Dort hieß es, dass während des erbarmungslosen, drei Jahre währenden und erst kürzlich beendeten Bürgerkrieges etwa 2000 islamische Berufskrieger aus Saudi-Arabien, Algerien, Libyen, dem Libanon und Iran auf der Seite der moslemischen Regierungstruppen gekämpft hätten. Die meisten von ihnen hätten schon in Afghanistan Kampferfahrung gesammelt und sie seien ein wichtiges Element bei der Ausbreitung islamischer Grundsätze vor allem in der Armee gewesen. Als logistische Basis und taktisches Rückzugsgebiet hätte dabei Albanien gedient, wobei man auf die Unterstützung wichtiger Leute im Regierungsapparat zählen konnte.

Obwohl die Berichte im Grunde nichts hergaben, war Graff sich jetzt sicher, dass er auf der richtigen Fährte war. Er ordnete die Observation der albanischen Vertretung und ihrer vier Mitarbeiter rund um die Uhr an, obgleich er wusste, dass er sich damit großen Ärger einhandeln konnte. Denn eine solche Aktion musste normalerweise in der Gemischten Kommission besprochen werden, einem Gremium, dem unter dem Vorsitz des Präfekten alle in der Region tätigen Sicherheitsbehörden angehörten. Dort würde man in mehreren Sitzungen die delikate Frage erörtern, welcher Dienst die Überwachung der Albaner übernehmen, welcher die gesammelten Erkenntnisse auswerten und welcher schließlich zur Tat schreiten sollte. Erster Anwärter auf die Überwachung wäre der Kollege Grignon vom Staatsschutz, aber da es sich um eine ausländische Mission handelte, könnte auch Herr Delpont als Vertreter der Auslandsspionage Anspruch darauf erheben. Bei der Auswertung würden sich Dufour vom zentralen Nachrichtendienst und Esposito von der Justizpolizei die Ehre streitig machen. Und wenn es um die konkrete Aktion ging, dann hätte er – Graff – sich mit seinem Kollegen und Konkurrenten Ostermann von der Nationalpolizei anzulegen.

Kaum hatte er all diese unerfreulichen Gedanken beinahe vertrie-

ben durch eine ausgiebige Betrachtung des Münsterturms, der wieder im schönsten Herbstlicht erstrahlte, da kündigte sich Professor Fröhlich mit einem israelischen Besucher an. Fröhlich war ein prominentes Mitglied der jüdischen Gemeinde und vertrat eine jüdische Weltorganisation in mehreren europäischen Ländern. Überdies lehrte er jüdische und nahöstliche Geschichte an der Universität. Seine hauptsächliche Beschäftigung war jedoch – das war zumindest Graff's Eindruck – das Aufspüren auch nur des geringsten Anzeichens von Antisemitismus im öffentlichen Leben und das unermüdliche Warnen vor Bedrohungen, denen die jüdische Minderheit unablässig ausgesetzt sei. Der nicht lange zurückliegende Anschlag auf die jüdische Schule bei Lyon hatte ihn in seinem Eifer bestätigt, und das bekam Graff durch immer häufigere Anrufe und Besuche zu spüren. Er mochte Fröhlich nicht sonderlich; dessen knarrende Stimme und belehrende Art ließen ihn bei jeder Begegnung in sich selbst verkriechen, in der Hoffnung, dass es nicht zu lange dauern würde. Andererseits bewunderte er Fröhlich's ungebrochene Energie – er war immerhin schon über sechzig – und dessen zielbewusste Klugheit, mit denen dieser die Interessen seines Volkes vertrat. Im Augenblick ärgerte er sich aber wieder über sich selbst: warum nur war es ihm bei Fröhlich nicht möglich, nein zu sagen und Terminschwierigkeiten vorzugeben, wie er dies bei vielen anderen lästigen Bittstellern tat?

Wie üblich betrat Fröhlich den Raum, ohne zu grüßen und sagte stattdessen: »Ich glaube, Sie werden mir dankbar sein, dass ich Sie mit Oberst a.D. Eric Assaf bekannt mache. Er ist ein Spezialist für Antiterror-Maßnahmen und kennt vor allem die Hisbollah genau. Er ist im Libanon geboren und spricht natürlich fließend arabisch, aber selbstverständlich auch französisch.« Triumphierend, als ob er ein großes Geheimnis enthüllt hätte, blickte er auf seinen Begleiter, einen sympathisch wirkenden, etwas bulligen Mittfünfziger mit militärisch kurzem Haarschnitt. Dieser verbeugte sich knapp und wollte etwas sagen, aber Fröhlich fiel ihm ins Wort: »Oberst Assaf hält sich auf Einladung unserer Organisation für längere Zeit in Europa auf, um verschiedene jüdische Gemeinden bei der Abwehr von Terroranschlägen zu beraten. Um die Wahrheit zu sagen: wir können Ihnen, glaube ich, einige interessante Informationen geben.«

Dann redete nur noch Professor Fröhlich, während sein Begleiter, der anfangs noch ein paar Wortfetzen beisteuern konnte, im Laufe des Gesprächs immer schweigsamer wurde. Von dem ganzen Redeschwall, der auf ihn und den Oberst niederprasselte, schien Graff nur eine einzige Information der Beachtung wert. Bei seiner akribischen Beobachtung antijüdischer und antisemitischer Aktivitäten war Fröhlich auch auf eine deutsche Abgeordnete des Europäischen Parlaments gestoßen, die sich – wie er es ausdrückte – als eindeutige Israel-Gegnerin hervortat und stets in ihren Parlamentsreden die arabische Position vertrat. Beim Besuch des Palästinenserführers Arafat in Straßburg vor eineinhalb Jahren, als dieser eine triumphale Rede vor dem Europa-Parlament gehalten hatte, habe diese Dame einen Ehrenplatz innegehabt. »Damit Sie mich nicht missverstehen: ich bin für den Frieden und die Verständigung mit den arabischen Nachbarn Israels, vor allem mit den Palästinensern. Aber bei dieser Dame geht mir das Engagement etwas zu weit. Um die Wahrheit zu sagen: sie gehört zu jener Spezies höherer Töchter aus gutem Hause, die aus einer Art naivem Gerechtigkeitsglauben heraus leicht zu fanatischen Überzeugungstätern werden. Vielleicht ist es zu weit hergeholt, hier den Namen Ulrike Meinhof zu erwähnen, aber der Oberst hat da einige Informationen, die für Sie sicherlich interessant sind.«

Assaf, der seinem Gesichtsausdruck nach die Hoffnung schon aufgegeben hatte, doch noch zu Wort zu kommen, zögerte einen Augenblick, wie um sich zu vergewissern, dass der geschwätzige Fröhlich ihn nicht wieder unterbrechen würde. Ja, er sei während seiner Tätigkeit bei der militärischen Abwehr auch auf den Namen dieser Dame gestoßen, und hier – gewissermaßen unter Kollegen – könne er einige Erkenntnisse preisgeben, die dem Kommissar vielleicht dienlich sein könnten. Die Abgeordnete Cartarius, um die Dinge einmal beim Namen zu nennen, habe häufige Reisen in den Nahen Osten unternommen, nach Syrien, Jordanien und in den Libanon. Das sei zwar weiter nicht ungewöhnlich, wohl aber die Tatsache, dass sie öfters für mehrere Tage, einmal sogar eine ganze Woche lang, aus Beirut verschwunden war, ohne dass die deutsche Botschaft oder sonst irgendwer gewusst hätte, wo sie war und was sie in dieser Zeit trieb. Außerdem sei sie bei ihren Besuchen in Beirut immer auch

Gast des geistigen Führers der Hisbollah, Scheich Mohammed Hussein Fadlallah, im schiitischen Osten der Stadt gewesen, was eine ungewöhnliche Auszeichnung für Europäer und zumal für eine Frau sei. Und seine früheren Kollegen von der Abwehr, mit denen er sich nach wie vor in ihrer Stammkneipe in Tel Aviv treffe, hätten ihn wissen lassen, dass Frau Cartarius neuerdings auch öfters nach Albanien reise.

Graff staunte darüber, wie die Sicherheitskräfte eines so kleinen und weit entlegenen Landes einen derartigen Fall aufspüren und im Auge behalten konnten, der ja nicht im mindesten eine direkte Bedrohung darstellte und der schlimmstenfalls ihm oder einem deutschen Kollegen Ärger bereiten konnte. Doch dann fiel sein Blick auf den sich nur mit großer Mühe zurückhaltenden Fröhlich und ihm wurde klar, dass dieses kleine Land über die ganze Welt verstreut ein Netz von Wächtern zu seiner Verfügung hatte, deren Sinne durch jahrhundertelange leidvolle Erfahrung geschärft waren. Vielleicht würde er Fröhlich eines Tages tatsächlich noch dankbar sein. Vorerst aber schien ihm, dass er in Albanien den Knotenpunkt für seinen mühseligen Gang durch das Labyrinth der Finsternis ausgemacht hatte, dass aber der Herd des Übels viel weiter entfernt, in einer dunklen Nische, zu finden sein würde. Er bat den Oberst zum Abschied, den deutschen Zeitungskorrespondenten Harri Germann, Dienstsitz Jerusalem, doch einmal zu einem Gespräch zu empfangen.

Die nächsten Tage verliefen ereignislos, doch musste sich Graff beschämt eingestehen, dass dies nur auf sein Berufsleben zutraf. Schließlich war in diesen Tagen der achte Geburtstag seiner jüngeren Tochter zu feiern und seine Frau hatte nach langer Zeit wieder einmal Karten für ein Jazzkonzert mit einem bekannten amerikanischen Saxophonisten besorgt. Und für das Wochenende hatten sich seine Schwiegereltern angesagt, die in einem kleinen Dorf im Sundgau, nahe der Schweizer Grenze, lebten. Er hielt sich für einen guten Familienvater, und ihm war klar, dass er die Last seines Berufs nur ertragen konnte, weil ihn zu Hause die Sicherheit einer intakten Familie erwartete. Er stammte aus kleinen Verhältnissen, vom Land, und hatte darunter viel gelitten. Denn dieser Makel, und es wäre in jedem Land ein Makel gewesen, wurde hundertfach verstärkt durch

seine Herkunft aus einer Minderheit, die sich durch ihre Familiennamen und ihre Sprache unverkennbar von der großen Mehrheit unterschied. So hatte er lange Zeit alles getan, um diesen doppelten Makel mit allen Mitteln auszumerzen, hatte versucht, gleicher zu sein als alle anderen und hatte mit Verachtung auf die Andersartigen, die Fremden, herabgeblickt. Dabei waren diese erst jetzt zu einer ungewissen Bedrohung für ihn geworden; vorher war er ihnen weder als lästige Konkurrenten am Arbeitsplatz noch als lärmende Nachbarn begegnet, die ihm die Mittagsruhe raubten. Sie tauchten in seinem Leben nur bruchstückhaft auf, wenn sie ihn im Restaurant bedienten, ihm beim Arzt die Tür öffneten, die Straßen fegten oder seine Kinder versorgten und den Haushalt erledigten, wie es ihr marokkanisches Dienstmädchen tat, das mit ihnen schon von Bordeaux nach Blois, und von da nach Straßburg gekommen war.

Als er nach dem harmonischen und etwas langweiligen Wochenende mit seinen Schwiegereltern wieder in sein geräumiges Büro an der Avenue des Vosges kam, lagen die ersten Berichte seiner Mitarbeiter in der albanischen Angelegenheit vor, wie sie den polizeilichen Vorgang untereinander bezeichneten. Es waren, wie immer wenn das Leben von Menschen durchleuchtet wird, banale Geschichten von kleinen Leidenschaften und großen Schwächen, von der Ödnis des Daseins und von den Mühen des aufrechten Gangs. Die observierenden Beamten, die sich kalte Herbstnächte und langweilige Bürotage um die Ohren schlagen mussten, stritten sich untereinander um die Beschattung des Missionschefs und der Sekretärin, denn die beiden hatten offensichtlich ein Verhältnis. Allein die Vorstellung dessen, was sich hinter den verschlossenen Türen und zugezogenen Vorhängen abspielte, bot anscheinend genügend Anreiz, um die öden Observierungsstunden leichter zu überstehen.

Graff fühlte sich beim Lesen solcher Stellen noch immer peinlich berührt. Im Beisein von Mitarbeitern vermied er es, diese Art von Berichten zu lesen, aber selbst wenn er allein war, glitt er schnell darüber hinweg, so als ob er einen Akt der Anstößigkeit beginge. Manchmal verfluchte er diese kleinkarierte Prüderie, die sie ihm vor langer Zeit in der katholischen Dorfschule eingebläut hatten und die wohl bis ins hohe Alter nicht von ihm ablassen würde. Dabei hatte er doch in dem kleinen Dorf die Heuchelei derjenigen hautnah miter-

lebt, die am Sonntag in der vordersten Reihe der Kirchenbänke am lautstärksten die heiligen Gesänge intonierten, um dann nach Anbruch der Dunkelheit eheblicher Sünden zu begehen. Und auch ansonsten waren diese ehrbaren Bürger – durfte man den geschwätzigen Unterhaltungen der Erwachsenen an der sonntäglichen Kaffeetafel glauben – nicht gerade Vorbilder für ein christliches Leben in Demut und Bescheidenheit. Später hatte er mit seinem Verstand mühselig gelernt, was andere offensichtlich schon mit der Muttermilch einsogen: dass das elementare und bequeme Wesen der katholischen Lehre darin bestand, am Tage lautstark die Sünden zu beueen, die man in der letzten Nacht begangen hatte und die man guten Gewissens auch in der nächsten Nacht begehen würde, weil darauf wieder ein Tag der Reue folgen konnte...

Erst im dritten Observierungsbericht stieß er auf einen Namen, der ihn elektrisierte: Cartarius. Inzwischen hatte es eine Sitzungswoche des Europaparlaments gegeben, und während dieser Woche hatte sich der stellvertretende albanische Missionschef nicht weniger als dreimal mit der Abgeordneten getroffen, jedes Mal im Café der Orangerie, direkt neben dem Gebäude des Europaparlaments, wo nicht weit entfernt auch das europäische Parlament tagte. Graff war erstaunt über so viel Unverfrorenheit; dafür, dass diese Dame vielleicht etwas zu verbergen hatte, trieb sie es eine Spur zu dreist und zu offensichtlich. Er wollte sich schon eingestehen, dass er hier wohl doch auf der falschen Fährte war, doch dann fragte er sich, warum sich die Abgeordnete mit dem Stellvertreter und nicht mit dem Leiter der Mission traf. Protokollarisch – so viel Erfahrung hatte er inzwischen – würde sich ein seiner Bedeutung bewusster Abgeordneter nur mit einem Botschafter abgeben, zumal wenn es sich um ein kleines Land handelte und wenn man wusste, dass nur wenige Politiker von Format sich mit so entlegenen Weltregionen beschäftigten. Gewiss, der Balkan stand immer wieder in den Schlagzeilen der Weltpresse und es machte sich gut, in Parlamentsreden die traurigen Verhältnisse in dieser zerrissenen Weltgegend anzuprangern und Solidarität mit den armen Menschen zu fordern. Wenn man Glück hatte, sprang dabei ein Einspalter in der überregionalen Presse heraus und die lokalen Blätter würden vielleicht sogar ein Foto bringen. Doch der Ursprung aller Macht – so hatte es ein elsässischer Abge-